



Die Vergangenheit saß auf der Treppe

Geschichten von damals und heute

von Arno Surminski



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die Reise nach Warschau	4
Die Vergangenheit saß auf der Treppe	10
Erinnerungen des Soldaten Pawel	14
Die Windmühle von Waltersdorf	22
Brandstifter	27
Anhang	
Bildnachweis	35

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Abteilung Kultur
Nachdruck 1985 · Druck: Gerhard Rautenberg, 2950 Leer

Alle Rechte vorbehalten

Ein Wort zuvor

Es ist dies das erste Mal, daß in dieser Reihe ein Arbeitsbrief mit Erzählungen eines ostpreußischen Schriftstellers vorgelegt wird. Erzählungen, die einen weiten Bogen spannen – vom unseligen Krieg, der so viel Grauen über das Land im deutschen Osten und seine Menschen gebracht hat, bis hin zum Wiedersehen mit der Heimat – 35 Jahre danach.

Eindrucksvoll und ergreifend läßt Arno Surminski die gespenstische Szenerie des Krieges wieder lebendig werden, schildert er die Rückkehr in die Heimat, die Begegnung mit Polen und Deutschen. Knappe Sätze sind es meist nur, und doch sagen sie mehr als viele Worte: „Es waren schlechte Zeiten für Mühlen wie für Menschen...“

Arno Surminski ist es in den vorliegenden fünf Erzählungen – so sehr sie sich auch in der Thematik unterscheiden – gelungen, das Bild des ostdeutschen Menschen zu zeichnen wie kaum ein anderer. Nicht zuletzt auch sind diese Erzählungen geprägt von dem Bemühen des Autors, auf eine Verständigung zwischen den Völkern hinzuwirken.

Geboren am 20. August 1934 in Jäglack im Kreis Rastenburg, bleibt der junge Arno Surminski in den Wirren des Krieges allein in seinem Heimatort – seine Eltern sind 1945 nach Rußland verschleppt worden. Erst 1947 gelingt es ihm – nach der Flucht und Aufhalten in verschiedenen Lagern – in den Westen zu kommen. Surminski hat diese Zeit sehr packend in seinem ersten Roman „Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“ geschildert. Sein zweiter Roman „Kudonow oder An fremden Wassern weinen“, der auch vom Zweiten Deutschen Fernsehen verfilmt wurde, enthält ebenfalls autobiographische Züge und behandelt eindrucksvoll die Spannungsverhältnisse zwischen Flüchtlingen und Einheimischen.

Nach dem Besuch der Volksschule absolviert Surminski eine Lehre in einem Rechtsanwaltsbüro und geht anschließend für zwei Jahre nach Kanada. Auch aus diesem Erleben ist wieder ein Buch entstanden, sein dritter Roman „Fremdes Land oder Als die Freiheit noch zu haben war“. Aus Kanada zurückgekehrt, wird Arno Surminski Mitarbeiter der Rechtsabteilung eines Versicherungsunternehmens, bis er ab 1972 als freier Wirtschafts- und Versicherungsjournalist tätig ist. — Zehn Jahre später — 1982 — wird der Schriftsteller mit dem Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet, und 1984 erscheint sein bisher letzter Roman „Polninken oder Eine deutsche Liebe“.

Surminski, der heute in Hamburg lebt, hat neben den bereits erwähnten Romanen auch einige Kurzgeschichten in Anthologien und den Band „Aus dem Nest gefallen – Geschichten aus Kalischken“ veröffentlicht.

Die vorliegenden Erzählungen sollen dazu beitragen, das Schicksal ostpreußischer Menschen zu schildern und die Erinnerung an das Land im Osten lebendig zu erhalten. Mögen sie auch jungen Menschen einen Eindruck vermitteln, wie es der älteren Generation ergangen ist.

Silke Osman

Die Reise nach Warschau

Vor allem brauchst du ein ordentliches Auto. Ostpreußen ist ja ein schönes Stück Erde, aber wer mit Motorschaden liegenbleibt, ist verloren. Pferde- fuhrwerke werden dich abschleppen, wenn sie Zeit haben. Es wird Tage dauern, bis du eine Werkstatt von innen siehst. Und woher die Ersatzteile nehmen? Du wirst eine Postkarte nach Wolfsburg schreiben müssen, damit sie dir ein Stückchen Eisen oder Draht per Expreß schicken. Bis die Sendung kommt, wirst du viel Zeit haben für masurische Spaziergänge und die Klapperstörche.

Mit solchen Sprüchen wurde Kretschmer verabschiedet, als ginge es zu den Quell- flüssen des Amazonas und nicht in ein mitteleuropäisches Land. Als er in Danzig vom Schiff fuhr, hatte er die Sprüche längst vergessen. Bei der Fahrt durch Allenstein fielen sie ihm wieder ein, aber nur, um darüber zu lächeln. Er fuhr nämlich an einer geräumigen Autowerkstatt vorbei, die das Markenzeichen seines Wagens trug, und das sogar hell beleuchtet.

Am nächsten Tag kam Kretschmer ins masurische Herz. Er ließ sich auf dem Campingplatz nahe dem Schwenzaitsee nieder und wollte gerade zu seiner ersten größeren Rundfahrt starten, als es geschah. Der Wagen rollte aus, der Motor lief, heulte gehorsam auf, als Kretschmer das Gaspedal trat, aber die Räder weigerten sich zu tun, was in der Natur von Rädern liegt, nämlich zu rollen. Zum Glück traf das Unglück ihn nicht in einem verschwiegenen masurischen Wald, sondern in der Stadt Angerburg, genauer gesagt am Ausgang der Stadt nach Nordwesten zu. Als das Auto stand, fingen die Kinder an zu weinen. Die Frau blickte Kretschmer an, als wollte sie sagen: Na siehst du, wer nach Masuren fährt, braucht wenigstens ein ordentliches Auto.

„Dabei hatte ich den Wagen zur Inspektion“, schimpfte Kretschmer und gab noch einmal Gas.

Draußen blieben Passanten stehen. Kinder umringten das Auto. Ein alter Mann winkte vom Gehweg her mit der Krücke, zeigte zum Ende der Straße, als sei dort Rettung zu erhoffen, als sehe er hinter der Biegung eine geräumige Werkstatt, die auf Kretschmer und sein kaputtes Auto gerade warte. Frauen ließen ihre Einkaufsnetze liegen und halfen mit, das Auto über das unebene Pflaster zu schieben, am alten Bahnhof vorbei, zur linken Hand auf eine Bretterbude zu, die auf freiem Acker stand und so baufällig aussah, als sei sie schon im Januar 1945 im Wehrmachtsbericht erwähnt worden. Vor der Bude ausgeschlachtete Autos, Berge rostenden Blechs. Um Gottes willen, dachte Kretschmer, soweit ist es noch nicht. Du suchst eine Werkstatt und keinen Schrotthändler.

Die Helfer bildeten einen Kreis. Alle blickten zur Tür der Bretterbude, warteten auf das Erscheinen des Meisters, aber die Tür blieb geschlossen. Jemand glaubte zu wissen, wo der Meister sich gewöhnlich aufhalte. Daraufhin liefen zwei Kinder zur Bahnhofsgastwirtschaft, um auszurichten, daß Kundschaft da sei.

Er kam nach einer halben Stunde, ein fröhlicher Mann, der gleich einstieg, startete, hin- und herschaltete, aber nichts bewegen konnte. Er werdesich das Auto von innen ansehen, versprach er. Aber erst am späten Nachmittag.

In diesem Augenblick drängte sich ein kleiner Mann vor, sagte, er heiße Stanislaus und habe ein kleines Wägelchen da. Damit könne er Kretschmer in sein Quartier fahren, weil es doch lange dauere bis zum späten Nachmittag und Kretschmers Kinder immer noch weinten. Stanislaus war stolz auf seinen Miniskoda, wozu er guten Anlaß hatte, denn das Wägelchen fuhr wenigstens. Unterwegs erzählte er, er sei Angestellter der Stadtverwaltung und habe gerade Sommerurlaub. Deshalb habe er viel Zeit.

Nachmittags kam der Meister auf den Campingplatz, aber ohne Kretschmers Wagen. Stanislaus begleitete ihn. Beide schritten ernstes Gesichtes auf Kretschmer zu. Der Meister hielt ein rundliches Stück Eisen in der Hand. Stanislaus tippte auf die abgeschliffene Oberfläche und übersetzte, daß an der Stelle einmal ein Zahnkranz gewesen sein müsse, der die Kraft des Motors auf die Hinterräder übertragen habe. Nun sei da nur blankes Eisen. „Nix Kraft! Nix fahren!“

Der Meister drückte Kretschmer das Eisenstück in die Hand. Er erschrak über das Gewicht und fragte, wo er es kaufen könne. „Vielleicht in Warschau, vielleicht auch nicht“, spekulierte Stanislaus und kniff die Augen zusammen.

Lieber Himmel, dachte Kretschmer. Warschau, das wären ja an die dreihundert Kilometer!

Der Meister holte einen zerknitterten Zettel aus der Brusttasche, eine Seite aus einer alten deutschen Autozeitung. Der größte deutsche Automobilclub teilte mit, daß in Warschau in der Ulica sowieso ein Ersatzteillager für deutsche Wagen eingerichtet worden sei.

„Wenn du willst, fahre ich mit dir nach Warschau“, sagte Stanislaus und zeigte auf sein Miniauto, das oben unter den Kiefern stand. „Am besten gleich morgen, wenn die Sonne aufgeht. Ich habe noch zwei Tage Urlaub, ich habe viel Zeit.“

Als Kretschmer morgens mit dem Eisenstück in der Plastiktüte aus dem Zelt kroch, sah er den schwarzen Skoda vor dem Schlagbaum des Campingplatzes stehen. Stanislaus lehnte an einem Baum und rauchte die erste Morgenzigarette. Auf dem Rücksitz entdeckte Kretschmer eine Frau.

„Meine Frau ist schon fünfunddreißig Jahre alt und hat Warschau noch nicht gesehen“, erklärte Stanislaus. „Das trifft sich gut, habe ich zu ihr gesagt. Du kommst mit, wenn wir das Eisenstück holen.“

Die Frau lächelte scheu. Sie trug ein schwarzes Kleid, sie war überhauptschwarz von oben bis unten, als werde sie auf einer Beerdigung erwartet. Nur die Lippen waren geschminkt, was nicht zu ihr paßte, aber wohl so sein mußte, weil es doch nach Warschau ging. Im Wagen roch es nicht mehr wie gestern nach Benzin, sondern nach schwerem, Kopfweh bereitem Parfüm.

Auch er kenne sich in Warschau nicht gut aus, erklärte Stanislaus, als sie auf menschenleerer Straße südwärts in den masurischen Morgen fuhren. Er habe einmal seinen Großvater nach Warschau begleitet, aber damals sei er Kind und die Stadt zerstört gewesen. Seitdem habe er Warschau nur in Television gesehen.

Deutlich erkennbar die frühere Grenze Ostpreußens zu Polen. Auf der nördlichen Seite Steinhäuser, im Süden vor allem Holz. Malerische Rückständigkeit. Alte Frauen hüteten am Straßenrand Ziegen und Kühe. Barfußige Kinder boten Drahtkörbe voller Pilze an. Stanislaus umkurvte Pferdefuhrwerke und Traktoren, mußte die Straße teilen mit Hunden, Katzen, Enten und Hühnern.

Ach, es hätte eine unterhaltsame Reise in eine fremde, vergangene Welt sein können, wäre nicht das verdammte Stück Eisen gewesen, das in der Plastiktüte lag und Kretschmers Füße drückte. Stanislaus beruhigte ihn.

„Du brauchst keine Angst zu haben, es wird alles gut werden.“ Als die Türme Warschaws am Horizont auftauchten, wurde Stanislaus einsilbiger. Kaum hatten sie die Vorstadt erreicht, schlug er vor, das Auto stehenzulassen und mit dem Taxi weiterzufahren, denn er war den Großstadtverkehr nicht gewohnt, und die Frau hielt jedesmal, wenn sie eingekieilt in Dreierreihe vor der Ampel standen, ängstlich die Hände vor das Gesicht.

Mit dem Taxi ging es tatsächlich schneller. In einer Viertelstunde erreichten sie die angegebene Adresse in der Innenstadt. Erwartungsvoll griff Kretschmer sein Eisenstück, Stanislaus begleitete ihn als Dolmetscher. Sie fanden einen Buchladen, daneben einen Friseur und einen Kiosk für Zigaretten und Tabak. Die Verkäuferin im Kiosk erklärte, daß früher in dieser Gegend ein Ersatzteillager gewesen sei, aber das liege lange zurück. Jetzt gebe es Ersatzteile draußen am Stadtrand im östlichen Bezirk. Also weiter mit dem Taxi stadtauswärts. Ein Industriegebiet. Mittendrin ein Gelände mit langen Holzbaracken. Auf jeder Baracke prangte — so muß man das schon sagen — prangte also so ein Markenzeichen eines ausländischen Autofabrikats, hell von Scheinwerfern angestrahlt. Hier bist du richtig, dachte Kretschmer.

Als er die Baracke für sein Auto gefunden hatte, erschrak er jedoch, denn da wartete eine zwanzig Meter lange Menschenschlange geduldig vor einem Schiebefenster der hinteren Barackenwand. Ab und zu öffnete sich das Fenster, ein unsichtbarer Mensch reichte Scheibenwischerblätter, Zierleisten, Biluxbirnen und Innenspiegel nach draußen. Stanislaus griff in die Plastiktüte. Mit beiden Händen trug er das Eisenstück an den Kopf der Schlange, präsentierte es so, wie die Bedienung eine Torte vorzeigt, bevor sie angeschnitten und ramponiert wird. Ob es ein Ersatzteil dieser Art überhaupt gebe, wollte er wissen. Wenn nicht, könne er sich das Warten ersparen.

Hinter dem Schiebefenster tauchte ein Gesicht auf. Nein, so etwas gebe es nicht, sagte die Stimme hinter Glas. Das sei ja schon ein halbes Auto.

Die Wartenden drängten sich um sie und betrachteten neugierig das Eisen. Jeder wollte es anfassen. Sie redeten und gestikulierten, gaben gute Ratschläge und erwogen, ob es wohl möglich sei, mit einer ordentlichen Feile und ein bißchen

Geduld neue Zähne in das Eisenstück zu schneiden, damit die Kraft des Motors wieder zupacken könne.

Da soll es eine Spezialwerkstatt im Süden der Stadt geben, gleich hinter einem kleinen Theater.

Jemand erzählte von einem Freund, der Autoersatzteile sammelte wie andere Leute Briefmarken, vorzugsweise von ausländischen Modellen. Aber der wohne auf dem anderen Weichselufer. Auch wisse er nicht, ob er zu Hause sei. Wenn Kretschmer es wünsche, werde er den Freund anrufen. Aber das gehe erst nach achtzehn Uhr abends.

Ein anderer schlug vor, zur deutschen Botschaft zu fahren. Die hätten bestimmt eine Liste der Warschauer Werkstätten, die etwas von deutschen Automobilen verstünden.

Als Kretschmer wieder ins Taxi stieg, sah er, daß die Frau nasse Augen hatte. Sie ist mitgekommen, um sich das schöne Warschau anzusehen, dachte er, und nun klappert sie mit uns Werkstätten und Ersatzteillager ab.

Eine halbe Stunde Fahrzeit, dann standen sie vor der Spezialwerkstatt hinter dem kleinen Theater. Kretschmer traute seinen Augen nicht. Mitten in der Millionenstadt Warschau gab es eine Werkstatt speziell für sein Auto. Monteure in blauen Overalls liefen umher. Ein schönes, blankes Auto, das gleiche Modell, das lahm und unbrauchbar vor der Bretterbude in Angerburg wartete, kam gerade aus der Wäsche. Als Kretschmer die Plastiktüte mit Inhalt auf den Tisch legte, war er ziemlich sicher, am Ziel seiner Wünsche zu sein.

Der Mann, der soeben noch lustig gepfeiffen hatte, verstummte, als er das Eisen sah. Er schnitt ein Gesicht, als läge eine gefährliche Bombe auf dem Tisch. Mißmutig schüttelte er den Kopf. Er sei mit Ersatzteilen gut bestückt, aber so etwas, nein, das komme nur selten vor. Er werde in Wolfsburg anfragen. Wenn Kretschmer es eilig habe, solle er es mal in der Ulica Swietokrzyska versuchen. Dort solle es eine Werkstatt geben, die mit gebrauchten ausländischen Autos handle.

Es war Mittagszeit, aber Kretschmer verspürte keinen Hunger. Ihm tat die Frau leid, die versunken auf dem Rücksitz kauerte und traurig lächelte. Sie wird an ein freundliches Café in der Innenstadt denken, an Schaufensterbummel und Einkäufe, aber sie waren mit diesem Eisen unterwegs, das immer schwerer wurde, je länger Kretschmer es mit sich herumschleppte. Am liebsten hätte er es in der Weichsel versenkt.

„Es wird gut ausgehen“, tröstete Stanislaus ihn. „In Polen findet jeder, was er braucht. Polen ist ein großer Schuttbladeplatz, da fehlt es an nichts, du mußt es nur finden.“

Fürs erste fanden sie die Werkstatt in der Ulica Swietokrzyska. Ein junger Bursche puscelte allein herum, weil der Meister zu Tisch war. Nun endlich ging Stanislaus mit seiner Frau in Warschau spazieren, das heißt, er wanderte eingehakt mit ihr vor

der Werkstatt auf und ab, während Kretschmer auf dem Eisenstück Platz genommen hatte und auf den Meister wartete.

Halb zwei nachmittags. Bis Angerburg sind es dreihundert Kilometer, und um neun Uhr geht in Masuren die Sonne unter. Kretschmer befand sich in jenem hoffnungslosen Zustand, der immer dann den Menschen befällt, wenn er viel Zeit hat zum Nachdenken.

Der Meister warf einen besorgten Blick in die Plastiktüte. Nein, damit könne er nicht dienen. Er brauche gar nicht nachzusehen, so ein Stück habe er nicht. Das sei gewiß. Aber er kenne einen Mechaniker außerhalb der Stadt, der schrottreife ausländische Autos zerlege und den brauchbaren Rest verwerte. Der Taxifahrer schlug die Hände zusammen. Das dauere eine Stunde hin und eine Stunde zurück, und bald sei Abend.

Als sie wieder im Taxi saßen, fing Stanislaus an, lustige Lieder zu singen. Die Frau wickelte Brote aus und Pellte Eier ab, reichte die Verpflegung nach vorn, wo Kretschmer und der Taxifahrer ihren Teil bekamen.

„Wenigstens essen mußst du“, sagte Stanislaus zuversichtlich. Hinter ihnen tauchte die Stadt in ihrer eigenen Dunstglocke unter. Industriewerke rechts und links der Straße. Bald mehr Getreidefelder als Industrie, und wieder Hühner, Enten und Gänse auf der Fahrbahn. Das war keine Gegend für Autoersatzteile. Das Taxi bog nach links in einen Schlammweg. Im Schrittempo ging es durch Kühlen. Der Taxifahrer fluchte, als ein Traktor von vorn kam und er an den Grabenrand ausweichen mußte. Kartoffelfelder und Rüben, keine Spur mehr von der großen Stadt. Anfangs roch es nur nach dem Parfum, das sich auch im Taxi ausgebreitet hatte, später, als die Frau das Fenster runterkurbelte, roch es auch nach Jauche. Sie warf die Eierschalen in den Graben und fragte Kretschmer, ob er einen Apfel essen möchte. Die Federung schlug durch. Der Taxifahrer hupte wild, als eine Herde Schafe den Weg überquerte.

Plötzlich sah Kretschmer zwischen dunkelgrünen Johannisbeersträuchern ein leuchtendes Auto. Weiß wie Waschmittelreklame. Dahinter Schrottberge. Noch weiter zurück ein uraltes Ziegelhaus, das ihn an die verräucherten Schmieden seiner Kinderzeit erinnerte. Sie hielten neben dem weißen Prachtauto, das eine Stuttgarter Nummer trug und sich in der Schrottumgebung ausnahm wie eine Rose im Distelfeld. Die Männer umringten den Wagen, sogar die Frau stieg aus dem Taxi, um die Lederpolsterung zu bewundern.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich an den eigentlichen Zweck ihres Besuches erinnerten. Stanislaus griff nach dem Eisen, schleppte es in die Schmiede und ließ es auf den Fußboden fallen. Dort rollte es ein wenig, blieb schließlich flach liegen vor einem Mann, der mit Hilfe zweier halbwüchsiger Jungen ein Stück Blech glathämmerte.

Nun fängt es wieder von vorn an, dachte Kretschmer. Erst Achselzucken, dann Kopfschütteln, dann ehrliches Bedauern, schließlich gute Ratschläge. Es gebe da einen Mann auf der anderen Seite der Stadt, der besitze vielleicht so ein Stück und so weiter und so weiter.

Aber der Mann sagte nichts. Er blickte nur zu dem Schrotthaufen vor der Tür, holte Arbeitshandschuhe und begann, in dem Unrat zu wühlen. Kretschmer, Stanislaus, die Frau und der Taxifahrer umstanden den schweigsamen Arbeiter, der Stück für Stück beiseiteräumte, der verrostete Radkappen, Auspuffrohre, verbogene Stoßstangen, ja sogar ein gut erhaltenes Lenkrad aus dem Unrat barg, außer gelegentli-

chen Flüchen aber keinen Laut von sich gab. Die Frau stand andächtig in ihrem schwarzen Kleid vor dem Blechhaufen. Kretschmer bemerkte, wie sie ein paarmal das Kreuz schlug und danach die Hände faltete.

Plötzlich kniete der Mann nieder. Behutsam wischte er den Dreck zur Seite, grub mit den Händen tief in den Unrat, zog einmal kräftig und hielt ein rundes Stück Eisen in der Hand. Er hob das Eisen gegen die Sonne, betrachtete es von allen Seiten, bevor er es Stanislaus vor die Füße warf. Das war das gleiche Eisen, das sie ihm gebracht hatten, unansehnlich und verrostet, aber mit Zahnkranz.

„Ich habe dir gesagt, es wird gut ausgehen“, meinte Stanislaus und klopfte Kretschmer auf die Schulter.

Als sie gingen, fragte der Taxifahrer, was es mit dem schönen weißen Auto auf sich habe.

Ach, da sei ein reicher Mann nach Warschau gekommen. Mitten auf einer belebten Kreuzung habe die Elektronik des neuen Wagens versagt. Nun warte er auf eine neue Elektronik aus Deutschland, denn Elektronik gebe es nicht in dem Schrotthaufen.

„Du hast es viel besser als dieser reiche Mann“, sagte Stanislaus. Und als sie wieder im schwarzen Skoda saßen und der Lärm der Stadt hinter ihnen verstummte, fügte er hinzu: „In Polen bist du nie verloren. Irgendwie geht es immer weiter bei uns.“

Es dunkelte schon, als sie die Wälder vor Angerburg erreichten. Die Frau war eingeschlafen, wachte erst auf, als Stanislaus den Motor abschaltete. Kretschmer gab ihm einen Hundertmarkschein. Offensichtlich hatte er mit weniger gerechnet, denn er bedankte sich überschwänglich und versprach, noch am gleichen Abend das Eisenstück in die Werkstatt zu bringen, damit der Meister gleich in der Frühe mit der Arbeit beginnen könne. Wenn das Auto fertig sei, werde er, Stanislaus, kommen und Kretschmer abholen, denn morgen habe er noch Urlaub. Zeit sei genug in Polen und in Masuren besonders. Viele Tage könne Kretschmer noch mit seinem Auto spazierenfahren, sich die Wälder und Seen anschauen, vielleicht sogar mit der Familie einen Ausflug nach Warschau unternehmen.

„Denn Warschau ist eine schöne Stadt, wie du gesehen hast.“



Die Vergangenheit saß auf der Treppe

Gerhard Koslowski hatte mit allem gerechnet, zum Beispiel mit Ergriffenheit beim Anblick alter Häuser. Oder mit Ärger, wenn du siehst, wie das Unkraut Blumen erstickt und die Brennesseln höher wachsen als die Johannisbeersträucher. Mit Trauer natürlich, aber auch mit ein bißchen Spaß, denn er fuhr in ein Land, in dem Trauer und Spaß von jeher Geschwister waren, die sich bei den Händen hielten. Er hatte also an alles gedacht, nur Weinen, das war ihm nicht in den Sinn gekommen. Dafür lag es zu weit zurück, war mit dem heilenden Schleier der Zeit zugedeckt. Wenn du fünfundvierzig Jahre alt bist, weinst du kaum noch auf Beerdigungen; da geben die Augen nur Wasser ab, wenn du Zwiebeln schneidest oder ein scharfer Wind dir ins Gesicht bläst.

Mit solchen Gedanken fuhr er los, wohl vorbereitet und wohlgeordnet. Der reiche Schatz der Erinnerungen war in den richtigen Schubladen verstaut, mit ordentlichen Etiketten versehen, gut verschlossen, aber jederzeit abrufbar, falls er gebraucht wurde. Eine durch und durch kontrollierte Reise. Jeder Tag war genau geplant. Einen Tag für Frauenburg, zwölf Stunden für Heiligelinde, morgens Angerburg, mittags Lötzen, abends Wolfsschanze. Sein akkurater Fahrplan sah keine Rubrik für Sentimentalitäten vor, und für Weinen schon gar nicht. Nur nicht die Beherrschung verlieren! Es gab nichts, das Gerhard Koslowski aus der Fassung bringen konnte. Weder der Besuch der alten Schule, in der nach seiner Erinnerung mehr gesungen als gerechnet worden war, nicht der Anblick des verfallenen Elternhauses. Keine Träne wird er dem Pferdestall nachweinen, in dem er als Siebenjähriger geschlafen hatte, um zu beweisen, daß er keine Angst besaß. Für alle Fälle hatte er sich ein paar heitere Erinnerungen bereitgelegt, die ihn aufmuntern sollten, wenn es gar zu trübsinnig wurde: Schneeballschlachten auf dem Schulhof, Einbrüche in viel zu dünnes Eis, Pferde in die Schwemme reiten. Wie war das damals eigentlich, als der Zirkus ins Dorf kam?

Anfangs lief alles gut.

Na ja, nach fünfunddreißig Jahren war das kein Wunder. In dieser langen Zeit haben sich Halden aufgetürmt und das Vergangene verschüttet. Auch weißt du inzwischen, wie es in der Welt zugeht. Was dir als Kind so einmalig, so alle Grenzen sprengend vorkam, ist längst zur Alltäglichkeit geworden. Es geschieht immer wieder, und die Welt gewöhnt sich langsam daran, daß es geschieht.

Wie gesagt, es ging gut, bis der alte Borek, bei dem Gerhard Koslowski Quartier gefunden hatte, eines Nachmittags keinen Wodka mehr besaß. Das war so schlimm, als wenn im kalten Winter der Ofen ausgeht.

„Mensch Gerhard, kannst nicht mit mir in die Stadt fahren, um eine Buddel zu holen?“ bat er. „Es sind ja bloß sechs Kilometerchen, und wenn wir dein Auto nehmen, sind wir in einer halben Stunde zurück.“ Er tat ihm den Gefallen. Als sie auf dem Marktplatz der kleinen Stadt hielten, wollte der Schnapsladen schon schließen. Aber

Borek bekam noch gerade den Stiefel in die Tür und empfing die Buddel und zahlte. So, damit war das erledigt, was sie in der Stadt zu erledigen hatten. Aber von wegen, in einer halben Stunde werden wir wieder zu Hause sein. Borek steuerte auf eine Bank zu, die mitten auf dem Marktplatz stand. Dort öffnete er den Verschuß und sagte, bevor er trank: „Na, dieses kleine Nest mußt du eigentlich auch kennen.“

Dabei zeigte er auf die Häuserreihen, die den Marktplatz umgaben. „Nord-, Süd- und Westseite sind im Krieg abgebrannt, aber die Ostseite steht noch. Und die müßtest du eigentlich kennen.“

Er wischte, nachdem er getrunken hatte, mit dem Handrücken über die Lippen und drehte den Schraubverschluß auf die Flasche.

Gerhard Koslowski besaß nur schwache Erinnerungen an die kleine Stadt, obwohl er in ihrer Kirche getauft worden war. Aber zu jener Zeit fuhr man selten in die Stadt und als Kind schon gar nicht. Er hatte nicht einmal ein Fahrrad besessen. Damals müßtest du froh sein, wenn dich ein Pferdefuhrwerk mitnahm, das Briketts oder Kunstdünger vom Kleinbahnhof abholte oder Kartoffeln hinbrachte. Aber an eines erinnerte er sich genau: An der Ecke, an der jetzt eine Steintreppe in einen Schuhladen führte, gab es damals für einen Dittchen Waldmeistereis. Bestimmt wird es dort auch andere Dinge gegeben haben, Bier zum Beispiel und Schnaps oder Königsberger Klopse, aber Gerhard Koslowski erinnerte sich nur an das giftgrüne Waldmeistereis.

Eine alte Frau saß auf der Steintreppe, saß da, wie alte Frauen nach getaner Arbeit zu sitzen pflegen und blickte über den Marktplatz. Sie trug ein langes, graues Kleid, das bis zu den Schlorren reichte. Ein weißes Kopftuch hielt die weißen Haare zusammen. In einer schmutzigen Schürze lagen Kartoffeln, die die Frau schälte, während sie dem Treiben auf dem Marktplatz zuschaute.

„Willst du auch ein Schlubberchen?“ fragte Borek und hielt ihm die Flasche hin.

Gerhard Koslowski schüttelte den Kopf, weil er noch sechs Kilometer Autofahrt vor sich hatte und weil er im Augenblick nur an das grüne Waldmeistereis dachte.

Borek blickte nun auch zur Treppe.

„Das ist die alte Frau Jeschke“, brummte er.

„Ist sie eine Deutsche?“ fragte Koslowski.

„Na ja, was man so deutsch nennt. Bis 1945 war sie jedenfalls Deutsche. Was sie jetzt ist, weiß ich nicht. Jedenfalls spricht sie noch einigermaßen deutsch.“ Koslowski sah der Frau beim Kartoffelschälen zu. Das zerfurchte Gesicht kam ihm bekannt vor, erinnerte ihn an weit zurückliegende Begegnungen. Aber es war da nichts Bestimmtes, nichts Greifbares.

„Eigentlich müßtest du sie kennen“, sagte Borek. „Die hat sich auch in dieser Gegend rumgetrieben, als der Krieg zu Ende ging. Genauso wie du.“

„Aber sie ist hier geblieben, und ich bin in den Westen gekommen.“

„Ja, das ist ein Unterschied“, gab Borek zu. „Die Kinder der alten Jeschke sind auch im Westen. Die haben immer geschrieben, sie sollte kommen. Aber sie wollte nicht.“

Borek nahm einen zweiten Schluck aus der Flasche, verstaute das kostbare Stück unter seiner Joppe und steuerte auf die alte Frau zu.

„Komm mit“, forderte er Gerhard Koslowski auf.

Der alte Borek begrüßte die Frau und setzte sich neben sie auf die Steintreppe. Er bot Koslowski an, ebenfalls Platz zu nehmen, aber der blieb lieber stehen, weil ihm sein Anzug zu schade war.

„Sieh mal, wen ich mitgebracht habe, Oma Jeschke“, begann Borek. „Das ist der Gerhard vom Schneider Koslowski. Der ist auch hier gewesen, als die Russen kamen. Aber damals war er noch ein kleiner Hosenscheißer. Sieh dir mal an, was das für ein Kerl geworden ist, ein richtiges ausgewachsenes Mannsbild.“

Die alte Frau wischte die Hände an der Schürze ab und legte das Kartoffelschälmesser neben sich auf die nackten Steine. Dann erst blickte sie auf, richtete ihre grauen Augen auf Gerhard Koslowski. Man sah es ihr an, welche Mühe sie sich gab, einen in der Vergangenheit verlorengegangenen Faden wiederzufinden. Borek wollte ihr helfen und fragte: „Wie alt warst du damals, Gerhard?“

„Als der Krieg zu Ende ging, war ich gerade zehn Jahre alt.“

Plötzlich schien sie zu begreifen.

„Ach, das ist der kleine Gerhard, der Junge vom Schneider Koslowski!“ rief sie.

Sie lächelte zufrieden, hatte endlich einen Anknüpfungspunkt gefunden.

„Ich weiß, ich weiß“, sprach sie leise. „Das war das Jungche, das damals so sehr geweint hat, als sie ihm die Eltern weggenommen haben.“

Gerhard Koslowski spürte plötzlich, wie sich die Treppe verformte. Auf einmal konnte er nicht mehr stehen, mußte Platz nehmen auf den ausgetretenen Steinen, klammerte sich an den Handlauf der Treppe. „Nein, christlich war das wirklich nicht, was sie mit dem Jungen gemacht haben“, fuhr die alte Frau fort. „Einen Tag holten sie den Vater und zwei Tage später die Mutter. Eine Woche lang hat das Kind geweint und keine Nahrung zu sich genommen.“

Koslowski kam sich vor wie ein Mensch, der am Fuße eines Staudamms steht und sieht, wie die Mauer nachgibt.

„Weißt du noch“, wandte sie sich an ihn, „daß in der Stube, in der sie deinen Vater verhörten, ein altes Klavier stand? Vom Verhör haben wir draußen nichts verstanden, aber manchmal haute einer der Soldaten mit der Faust auf die Klaviertasten. Das schallte durch das ganze Haus.“

Die Mauer des Staudamms barst endgültig. Eine mächtige Flutwelle wälzte sich auf Gerhard Koslowski zu. Ohnmächtig stand er vor dem tosenden Berg, der aus der Vergangenheit aufgetaucht war und auf ihn einstürmte.

„Ein Soldat hat sogar geschossen“, erzählte die Frau weiter. „Da dachten wir alle: Ach, nun ist der Schneider Koslowski tot! Aber der Schuß war nur in die Decke gegangen. Sie wollten deinem Vater Angst machen.“

„Ist gut, ist gut, Oma Jeschke“, sagte Borek. Aber die Frau erzählte weiter, war froh, nun endlich den Faden gefunden zu haben.

„Die Mutter haben sie nicht mehr verhört. Die haben sie so abgeholt, wie sie dastand, und das mitten im Schneegestöber. So hoch waren die Schanzen.“

Die Frau hielt ihre Hand an die vierte Stufe der Steintreppe.

„Ja, so hoch war der Schnee, als sie deine Mutter holten“, wiederholte sie immer wieder.

„Sie hätten doch wenigstens warten können, bis besser Wetter war.“

Borek stand auf und packte Koslowski am Arm.

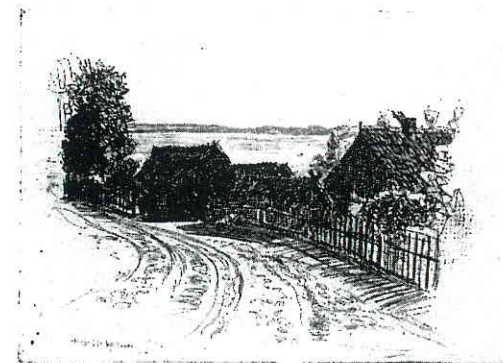
„Nu' wein' man nich' gleich, Gerhardchen“, sagte er.

Er holte die Wodkaflasche aus der Joppentasche und hielt sie ihm unter die Nase.

„Das ist doch fünfunddreißig Jahre her“, meinte Borek und bestand darauf, daß er einen Schluck aus der Flasche nahm.

Gerhard Koslowski verbarg das Gesicht in seinen Händen.

Was sind schon fünfunddreißig Jahre, wenn die Vergangenheit vor dir auf der Treppe sitzt?



Erinnerungen des Soldaten Pawel

Pawel stand nun schon zwei Stunden neben dem langsam niederbrennenden Feuer.

Ein paar nasse Ballen Stroh, morsche Dachlatten, Wagenräder, dazu ein paar Kanister stinkenden kaukasischen Dieselöls. So hatten sie das Feuer angefacht, keine einfache Aufgabe auf diesem schneebedeckten matschigen Acker. Pawel stand mit umgehängter Maschinenpistole neben dem Feuer, rauchte eine Papyrossi nach der anderen und beobachtete die Männer, die sich jenseits des Feuers formierten.

Ob es in seinem Dorf auch so viele alte Männer gab wie auf diesem Feld? Er zählte die Männer auf dem Acker und anschließend in Gedanken die Männer seines Dorfes. Es waren weniger. Vielleicht hatte er aber auch den einen oder anderen vergessen, denn drei Jahre war er nicht mehr in seinem Dorf gewesen. Da beginnt die Erinnerung zu verblassen. Möglich auch, daß einige der Alten seines Dorfes inzwischen gestorben waren. Jedenfalls waren es weniger als hier auf dem Acker.

Es ging schon auf den Abend zu, als der Sergeant aus dem Gebäude trat und zu Pawel kam.

„Du hast hier einen Trupp von dreißig Fritzen“, sagte er. „Die mußt du in die Stadt bringen.“ Der Sergeant zeigte auf die Männer jenseits des Feuers. „Es sind genau dreißig“, sagte er und reichte Pawel einen Zettel, auf dem die Zahl 30 stand. Außerdem die Unterschrift des Sergeanten. So ein Zettel war wichtig, war eine Art Rechtfertigungspapier an Straßensperren und vor höheren Offizieren. Er erlaubte es Pawel, ausnahmsweise nach Osten zu marschieren, sich von dem Kanonendonner des Krieges zu entfernen.

„Wie heißt die Stadt?“ fragte Pawel. Der Sergeant warf einen Blick auf seine Karte. „Allenstein“, sagte er. „Die Stadt ist in zwei Stunden Fußmarsch zu erreichen. Aber du mußt dich beeilen, um vor der Dunkelheit in der Stadt zu sein, sonst laufen dir die Fritzen weg wie die Hasen.“

Pawel warf den Zigarettenstummel in den Schneematsch und ging zu dem Haufen auf der anderen Seite des Feuers. Dort zählte er noch einmal. Genau dreißig Männer. Von denen läuft keiner weg, dachte er. Sie waren alt und gebrechlich, einige gingen sogar an Krücken. Ein paar hatten sich, des Herumstehens müde, in den nassen Schnee gesetzt. Als Pawel kam, standen sie auf, blickten ihn erwartungsvoll an. Pawel hatte schon häufiger gefangene Fritzen in die hinteren Linien gebracht, aber noch niemals alte Männer. Es war ihm auch nicht klar, was diese Menschen verbrochen hatten und was mit ihnen geschehen sollte. Aber als Soldat stellst du keine Fragen. Zwei Stunden Fußmarsch in die Stadt, dann hast du deinen Befehl ausgeführt und Ruhe. Von der Front her hörte Pawel die Abschüsse der Artillerie. Es ist schon ein angenehmes Gefühl, wenn du in die entgegengesetzte Richtung marschieren darfst, fort vom Lärm des Krieges.

Einen Steinwurf vom Feuer entfernt, unter den Bäumen der Chaussee standen die übrigen. Das waren die Frauen und Kinder, die die Soldaten von den Männern getrennt hatten. Weil es die Übersicht erleichterte. Auch kannst du mit Männern anders umgehen als mit alten Frauen und schreienden Kleinkindern.

Pawel erinnerte sich eines ähnlichen Menschaufbaus vor langer Zeit. Er war noch Kind gewesen, sieben Jahre alt vielleicht oder acht. Da waren die Weißen in sein Dorf gekommen und ein paar Monate später die Roten. Beide hatten nichts eiliger zu tun, als die Männer zusammenzutreiben und mit ihnen davonzuziehen. Frauen und Kinder hatten sich vor der Kirche versammelt, hatten den Abzug der Männer mit Klagen und Schreien begleitet. Und die Glocken hatten geläutet, daran erinnerte sich Pawel noch ganz genau. Beim erstenmal war nach vier Wochen die Hälfte zurückgekehrt, beim zweitenmal die Hälfte von der übriggebliebenen Hälfte.

Er wunderte sich, wie ruhig es bei den Fritzen zuging. Die Männer husteten nur oder schneuzten sich, Frauen und Kinder standen schweigend unter den kahlen Bäumen der Allee wie eine verirrte Herde, die sich furchtsam zusammendrängt.

„Laß dich nicht auf Gespräche mit ihnen ein“, sagte der Sergeant, als Pawel mit dem Trupp abmarschierte. „Wenn einer abhauen will, nimmst du die da.“ Er tippte auf die Maschinenpistole, die Pawel umgehängt hatte, den Lauf nach unten.

Der Trupp marschierte auf die Chaussee zu.

Pawel vermied es, die Männer anzublicken. Ein alter Soldat, der längst gefallen war, hatte ihm vor Jahren den guten Rat gegeben, niemals Gefangenen in die Augen zu schauen. Sonst fängst du an, Unterschiede zu machen, findest den einen sympathisch, den anderen unangenehm. Es könnte sein, daß du Ähnlichkeiten mit einem guten Bekannten entdeckst, und schließlich tritt das Schlimmste ein: du bekommst Mitleid. Also meide die Augen! Du zählst die Gefangenen so, wie ein Mensch Dachlatten zählt oder Zaunpfähle.

Vor dem Chausseeegraben hielt die Kolonne. Pawel sprang als erster über den zugeschnittenen Graben und winkte den Männern, ihm zu folgen. Es sah spaßig aus, wie die sich mühten, durch den Graben zu kommen, wiesie ihre Krücken verloren, im Schnee steckenblieben, sich gegenseitig herauszogen.

„Dawai! Dawai!“, rief der Sergeant und schoß aus Spaß einmal in die Luft.

Pawel war dankbar dafür, daß die Soldaten auf der Chaussee eine Kette gebildet hatten. Sie sorgten dafür, daß Frauen und Kinder von dem abmarschierenden Trupp getrennt blieben. Es hätte sonst ein heilloses Durcheinander gegeben. Als die Kolonne nach links einschwenkte, sich Richtung Osten fortbewegte, entstand eine Bewegung hinter der Postenkette. Eine hohe Stimme kreischte los. Ein Kind begann zu weinen, andere stimmten ein. Namen wurden gerufen. „Gustel! Gustel! Wo willst du hin?! Lieber Gott, ihr könnt uns doch nicht die Männer wegnehmen! Die sind alt und krank, die haben nichts verbrochen.“

Pawel blickte sich um. Nun also doch noch das Geschrei, genauso wie damals vorder Kirche, in seinem Dorf in Südrußland. Nur die Glocken läuteten nicht.

Er sah Frauen und Kinder gegen die Postenkette drängen, sah sie winken, hörte die immer lauter werdenden Stimmen.

Plötzlich schwärmten sie aus, umgingen die Postenkette, sprangen über den Schneeegraben und rannten auf dem Acker hinter der Kolonne her. Das Geschrei wurde lauter. Pawel trieb seine Männer an, aber er konnte nicht verhindern, daß sie eingeholt wurden. Zu beiden Seiten der Straße liefen Frauen und Kinder auf dem Acker, riefen, weinten, schrien und winkten.

... und alles andere ging ihn nichts an

Um zu zeigen, daß ihm Lärm nichts ausmachte, steckte er sich eine Papyrossi an, aber es wurde schlimmer, und Pawel ärgerte sich so sehr, daß er die Maschinenpistole über den Kopf hob und einen kurzen Feuerstoß abgab. Einfach in die Baumkronen hinein. Da war Ruhe. Für einen Augenblick jedenfalls. Aber schon begann das Geschrei von neuem, und Pawel mußte darauf achten, daß niemand durch den Graben auf die Straße kam, denn die Weinenden vom Acker durften sich nicht mit seinen Männern vermischen. Er hatte dreißig Männer auf der Kommandantur abzuliefern, nicht mehr und nicht weniger, und alles andere ging ihn nichts an. Er sah, wie die Frauen ihre Kinder vorschickten. Die sprangen in den schneegefüllten Graben und versuchten, an der Böschung emporzuklettern. Pawel mußte ein furchtbar böses Gesicht machen, um die Kinder einzuschüchtern. Ja, er richtete sogar den Lauf der Maschinenpistole auf die Kinder. Natürlich würde er nicht schießen, aber er mußte sich Respekt verschaffen. Nun macht es dem Soldaten Pawel doch nicht so schwer! Der hat nur einen Befehl auszuführen. Zwei Stunden Fußmarsch bis zur Stadt. Er kann nichts dafür, er kann es nicht ändern. So ist eben der Krieg. Und Pawel ist nur ein einfacher Soldat aus einem Dorf in Südrußland.

Er hoffte auf die Erschöpfung. Lange konnten die auf dem Acker nicht mithalten. Je schneller seine Kolonne marschierte, desto eher ging den Schreienden die Puste aus. Deshalb trieb Pawel seine Männer an, drückte den Langsamen, die hinterherhumpelten, die Maschinenpistole in die Kniekehlen. Dawai! Dawai! Es wird bald dunkel!

Nach einem Kilometer verstummte das Geschrei. Erschöpft blieben die Frauen stehen, einige setzten sich in den Schnee, verbargen das Gesicht in den Händen. Nur die Kinder liefen noch ein Stück mit, bis auch sie nicht mehr konnten. Ein Junge allerdings gab nicht auf. Ausdauernd wie ein Milchwagenpferd trabte er neben der Straße her, die Mütze verloren, die Joppe aufgeknöpft, ein roter Schal hing über den Schultern. Manchmal überholte der Junge die Kolonne, blieb stehen, ließ die Männer näherkommen und rief: „Ich will meinen Papa wiederhaben!“

Pawel verstand den Satz nicht, aber er konnte sich denken, was er bedeutete. Er beobachtete den Jungen, war nur darauf bedacht, daß der Bursche nicht über den Graben sprang. In weitem Abstand folgte eine Frau, rief immer wieder einen Namen. Es wird seine Mutter sein, dachte Pawel. Hör mal zu, du solltest zu deiner Mutter gehen, die macht sich Sorgen um dich. Du hast hier nichts zu suchen. Das hier ist Krieg und Männersache und nichts für Kinder. Das dachte Pawel, als er sich den Jungen anschaute, der hinter ihnen hertrabte. Er bewunderte die Ausdauer, mit der der Bengel seinem Vater folgte. Das war ein zäher Bursche, der nicht aufgab. Verstohlen blickte er zu dem Jungen hinüber, versuchte sein Alter zu schätzen. Es kam ihm so vor, als sei der kleine Fritze so alt wie er damals gewesen war, als sie die Männer aus seinem Dorf abgeholt hatten. Pawel fiel ein, daß sein Großvater zu den Männern gehört hatte, nur wußte er nicht mehr, ob ihn damals die Weißen oder die Roten mitgenommen hatten. Auch war ihm entfallen, wie er sich verhalten, ob auch er geweint und geschrien hatte. Mit Sicherheit erinnerte er sich nur daran — ja, jetzt fiel es ihm ein —, daß er seinem Großvater ein Stück nachgelaufen war. Aber es war Sommer gewesen und nicht Schneematsch wie hier auf der Straße vor Allenstein. Pawel fragte sich, wer der Vater des Jungen sei. Er beobachtete die Kolonne, wartete auf ein Zeichen der Verständigung zwischen Straßenrand und Chaussee. Einer der Männer wird sich umdrehen, dem Jungen zuwinken oder einen Gruß hinüberriesen. Aber die Männer gingen schweigend ihren Weg, die Blicke auf die Straße geheftet, als ginge sie der Junge nichts an. Auch die Frau war nicht mehr zu hören, war hinter der Wegbiegung zurückgeblieben.

Es herrschte eine seltsame Stille ...

Pawel war allein mit seinen dreißig Männern und dem Jungen und mit seiner Maschinenpistole, die er entschert unter dem Arm trug. Es herrschte eine seltsame Stille. Der Junge rief nicht mehr, keuchte nur noch neben der Kolonne her. Das Ratsch ... Ratsch der Schuhe auf der vereisten Straße waren die einzigen Geräusche. Und es begann zu dämmern. Auf einmal sah Pawel, wie einer der Männer in der letzten Reihe ein Taschentuch zog und sich schneuzte. Es war ein hochgeschosener Mann, der einen braunen Mantel trug, etwas gebrechlich aussah und das rechte Bein ein wenig nachzog. Aber er konnte noch mithalten. Als der Mann das Taschentuch einsteckte, drehte er sich zur Seite. So sah Pawel sein gerötetes Gesicht.

Vielleicht ist er der Vater, dachte Pawel. Er ging ein wenig schneller, überholte die letzten Reihen seiner Kolonne, um dem Mann ins Gesicht zu sehen. Kein besonderes Gesicht. Der Mann schien Schnupfen zu haben, jedenfalls waren Nase und Augen stark gerötet. Der Mann blickte auf, und Pawel glaubte, eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gesicht des Jungen zu erkennen.

Als sie die nächste Ortschaft erreichten, kam ihnen ein Lastwagen entgegen, beladen mit Soldaten, die zur Front fuhren. Pawel ließ seinen Trupp halten, stellte sich auf die Chaussee und schwenkte die Maschinenpistole. Das Auto stoppte, ein Offizier sprang aus dem Führerhaus und fragte, was los sei.

„Seht ihr den kleinen Fritzen auf dem Feld?“, sagte Pawel und zeigte auf den Jungen, der ebenfalls stehengeblieben war. „Er läuft mir schon eine halbe Stunde nach, weil sein Vater unter meinen Gefangenen ist. Könnt ihr ihn nicht mitnehmen zu seiner Mutter? Die ist mit den anderen Frauen hinter der Wegbiegung.“

Der Offizier winkte dem Jungen zu, aber statt näherzutreten, rannte er über den Acker auf ein abseits gelegenes Gehöft zu. Fluchend holte der Offizier seine Pistole aus dem Führerhaus und schoß einmal ... zweimal in den trüben Winterhimmel. Während es knallte, beobachtete Pawel den Mann im braunen Mantel. Er trat aus der Kolonne, ging hastig auf den Offizier zu, als wolle er ihn zur Rede stellen, ihn durch ein Gespräch aufhalten und daran hindern, weiter zu schießen.

Also bist du doch sein Vater, dachte Pawel. Er trat vor den Mann, drängte ihn zurück in die Kolonne. Der Offizier lachte, denn der Junge war stehen geblieben und kam vorsichtig auf die Menschengruppe zu. Oben auf dem Wagen palaverten die Soldaten. Sie machten sich lustig über den kleinen Fritzen, der verängstigt zurückgeschlichen kam. Als der Junge den Graben erreicht hatte, winkte Pawel ihm zu, er solle nähertreten. Er suchte sich eine flache Stelle, nahm Anlauf und sprang auf die Straße. Pawel sah ihn zum erstenmal aus der Nähe, ein Kerlchen mit Sommersprossen und rötlichen Haaren. Strümpfe und Schuhwerk waren bis zu den Knien naß, die Hände steckten in dicken Fäustlingen.

Pawel wollte den Jungen auf den Lastwagen heben, aber der Bursche sprang zur Seite, stand plötzlich in der Kolonne der dreißig Männer. Pawel sah, wie der Mann im braunen Mantel die Arme ausbreitete.

„Mein Gott, Junge!“ sagte er.

Auf einen Wink des Offiziers hin sprangen Soldaten vom Lastwagen, packten den Jungen und trugen ihn zum Auto.

„Wir können uns nicht mit Kinderspielchen aufhalten“, schimpfte der Offizier. „Noch ist Krieg.“

Pawel ging zu dem Mann im braunen Mantel. Er hatte das Bedürfnis, ihm etwas Gutes zu sagen, ihn zu trösten, und so sagte er: „Sie bringen deinen Jungen zurück zur Mutter“. Er wußte nicht, ob der Mann ihn verstanden hatte. Deshalb wiederholte er den Satz, klopfte dem Mann auf die Schulter und lachte.

Pawel wartete, bis das Auto abgefahren war. Erst dann befahl er den Weitermarsch. Er ging, die Maschinenpistole im Arm, neben der Kolonne, blickte fortwährend den Mann im braunen Mantel an und wußte nicht, was plötzlich über ihn kam. Jedenfalls drängte er sich unter die Marschierenden, hielt dem Mann im braunen Mantel seine Zigarettenschachtel hin und sagte:

„Du hast einen guten Sohn.“

Der Mann blickte überrascht auf. Umständlich zog er den Handschuh von der linken Hand, griff nach der angebotenen Zigarette. An der Art, wie er sie in den Mund steckte, erkannte Pawel, daß er eigentlich kein Raucher war, aber es nicht wagte, das Geschenk auszuschlagen. Pawel ließ die Kolonne halten. Und das nur, weil er dem Mann Feuer geben wollte.

„Du mußt ziehen! Ja, so ist es richtig, nun brennt die Zigarette! Du hast einen guten Sohn“, wiederholte er. „Aus dem wird einmal ein anständiger Kerl werden.“ Der Mann sagte nichts, schnaubte nur ab und zu die Nase, denn er war wirklich erkältet. Ja, das kann vorkommen im Krieg und bei diesem Schneematsch.

Der Trupp hielt auf der Chaussee, bis Pawel und der Mann im braunen Mantel mit ihren Zigaretten fertig waren. So, nun ist es genug! Es wird Zeit, in die Stadt zu kommen. Pawel war entschlossen, sich durch nichts mehr aufhalten zu lassen. Weder tapfere kleine Jungs noch weinende Mütter oder traurige Väter konnten ihn daran hindern, seinen Auftrag zu erledigen und die dreißig Mann vor Einbruch der Dunkelheit abzuliefern.

Pawel ließ sich zurückfallen, marschierte da, wo er hingehörte, am Ende des Zuges. Die Männer vor ihm verschwammen zu leblosen Gegenständen, die mechanisch einen Fuß vor den anderen setzten. Er dachte wieder an seinen Großvater, den die Weißen oder die Roten abgeholt hatten. Aber das lag schon lange, lange zurück.

Der Mann im braunen Mantel brachte ihn wieder in die Gegenwart zurück. Er humpelte stärker, schaffte es kaum noch, Anschluß zu halten. Pawel stieß ihn an, bedeutete ihm, schneller zu marschieren. Da deutete der Mann auf sein rechtes Bein. Er konnte nicht schneller. „In einer Stunde sind wir in der Stadt!“ schimpfte Pawel. „Da hast du Zeit genug für dein Bein.“

Er wußte nicht, ob der Mann ihn verstanden hatte, jedenfalls beeilte er sich, die Kolonne einzuholen. Er schaffte es tatsächlich, aber mit schmerzverzerrtem Gesicht.

Auf einmal stellte Pawel sich die Frage, warum der Junge so hartnäckig seinen Vater verfolgt hatte. Was hatte den Jungen dazu getrieben, ausdauernder als die anderen dieser Kolonne zu folgen? Pawel fielen eine ganze Reihe von Antworten ein. Wie, wenn der sommersprossige Bengel ausgerechnet an diesem Tage Geburtstag hatte? Pawel lachte bei dieser Vorstellung. Oder der Vater hatte dem Jungen etwas versprochen und sein Versprechen nicht eingelöst. Was versprechen Väter ihren kleinen Söhnen, wenn sie nicht gerade mit Krieg beschäftigt sind? Einen Flitzbogen zu basteln, ein Katapult zu schnitzen, eine Geschichte zu erzählen, eine Geschichte mit gutem Ausgang. Pawel versuchte, sich eine Geschichte mit gutem Ausgang auszudenken. Vielleicht eine Geschichte, bei der er den Mann im Straßengraben sitzen ließ. Eine halbe Stunde würde er erschöpft an einem Baum lehnen. Dann käme der Pulk der Frauen und Kinder hinterher. Sie würden ihn umringen, ihn anfassen, ob er noch lebe. Ein Wunder, ein wirkliches Wunder! Und der Mann im braunen Mantel würde aufstehen, seinem Sohn über das Haar streichen und sagen: „Nur ihm habe ich es zu verdanken, nur ihm.“

So ungefähr stellte Pawel sich die Geschichte mit gutem Ausgang vor. Je länger er darüber nachdachte, desto besser gefiel sie ihm. Als der Mann im braunen Mantel wieder zurückfiel, weil sein Bein den Dienst versagte, packte Pawel ihn am Arm und deutete auf den Straßengraben. Der Mann zögerte. Pawel stieß ihn hinab in den Schnee, richtete den Lauf der Maschinenpistole auf den zitternden Mann. Er sah das Entsetzen in seinem Gesicht, sah, wie er beide Hände hob, als bettele er um sein Leben.

Pawel grinste und winkte ab.

„Du hast einen guten Sohn“, sagte er nur, drehte sich ruckartig um und folgte der Kolonne. Der Mann im braunen Mantel blieb im nassen, matschigen Schnee des Chausseegrabens sitzen.

Eine Viertelstunde später marschierten sie durch ein Dorf. Da fiel Pawel der Zettel ein, den ihm der Sergeant mitgegeben hatte. Auf ihm stand die Zahl 30. Sie werden dich fragen, warum du nur 29 Männer bringst, dachte Pawel. Was hast du mit dem dreißigsten gemacht, Soldat Pawel? Ist er dir abgehauen? Hast du geschlafen und dich von ihm übertölpeln lassen? Hast du ihn auf der Flucht erschossen? Sie werden dich verhören, dachte Pawel. Sie werden herausbekommen, wie es wirklich gewesen ist. Sie werden sagen, du bist ein Schwächling, Soldat Pawel, du hast ein zu weiches Herz für diesen Krieg, du mußt an die Front, um dich zu bewähren. Ein ganzer Mensch fehlte ihm. Einer von dreißig. Weißt du noch, was mit den Kolchosbauern passierte, wenn sie einen halben Sack Kartoffeln unterschlugen? Du aber hast einen ganzen Menschen unterschlagen, Pawel! Er bemerkte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Seine Hände umklammerten krampfhaft die Maschinenpistole. Du bist ein Dummkopf, Soldat Pawel, schimpfte er mit sich. Du hast verdient, bestraft zu werden.

Als die Kolonne an einem Gehöft vorbeikam, sah Pawel einen alten Mann, der einen Eimer Wasser von der Pumpe holte. Pawel ließ seinen Trupp halten, trat einige Schritte vor und feuerte das halbe Magazin in den Dachgiebel des Hauses. Der alte Mann ließ den Wassereimer fallen, blickte sich entsetzt um und hob die Hände. Pawel winkte ihn zu sich. Zögernd kam er näher, schwankend, noch immer die Hände erhoben.

„Was wollt ihr von mir?“ fragte der Mann, als er die Kolonne erreicht hatte.

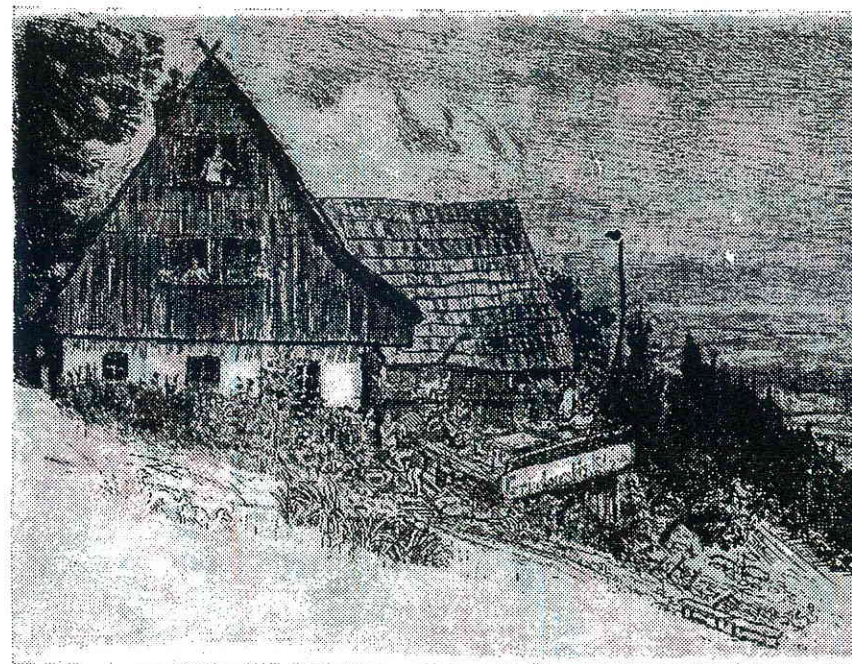
Pawel zeigte auf den freien Platz in der letzten Reihe. Er schob dem Alten die Maschinenpistole in den Rücken, drängte ihn vorwärts zu diesem Platz hin.

„Mein Gott, ich habe doch nichts getan“, jammerte der Mann.

„Wir haben alle nichts getan“, sagte einer aus der Gruppe.

„Krieg ist Krieg!“ rief Pawel. Er wollte gerade den Befehl zum Abmarsch geben, als eine Frau aus dem Haus gelaufen kam. Sie trug einen Pelzmantel über dem Arm. Sie jammerte nicht, weinte nicht, bettelte nicht. Sie breitete nur den Mantel aus und hängte ihn dem Mann um die Schulter.

„Dawai! Dawai!“ schrie Pawel. Er hatte keine Zeit mehr. In einer halben Stunde mußte er in der Stadt sein und dreißig Männer abliefern. Es wird keine Verhöre geben und keine Protokolle. Auf der Kommandantur wird er sich den Bauch vollschlagen und danach lange, lange schlafen. Zufrieden steckte er sich eine Zigarette an. Rauchte diesmal allein. Die Männer marschierten im Gleichschritt vor ihm. Pawel war entschlossen, keinem von ihnen mehr ins Gesicht zu schauen. Die hereinbrechende Dunkelheit, die sich auf die Baumkronen und den schmutzigen Schnee der Straße legte, kam ihm zu Hilfe. Vor sich sah er nur die Umrisse der müden Gestalten, hörte ihre Schritte auf der Straße. Viel deutlicher aber hörte er das Grummeln der Artillerie an der Front.



Die Windmühle von Waltersdorf

Tagelang diese Windstille. Keine Bewegung in den Wolken und in den blätterlosen Bäumen der Allee, die von Ost nach West durch das Land führte, an der Mühle vorbei. Nebelgrübe Dämmerung über dem Land, dessen frisches Weiß sich in schmutziges Grau verwandelt hatte, wie immer, wenn alter Schnee zu lange liegt. Es wird Zeit, daß ein Windstoß kommt, um den Spuk auseinanderzufegen, diese dumpfe, tiefhängende Düsternis, die das Land unbewohnt erscheinen läßt.

Außerdem wartete die Arbeit. Im Vorraum häuften sich die Kornsäcke, bildeten einen hohen Wall an der Holzwand hinauf bis zu dem weißgepuderten Gebälk. Vor zehn Tagen war die letzte Fuhre Korn angefahren worden. Seitdem ruhte die Arbeit. Nur Windstille.

Am Abend des 24. Januar kam der Bürgermeister mit dem Einspannerschlitten zur Mühle, fuhr einmal um sie herum, hielt vor der Rampe und knallte mit der Peitsche. Müller Naujak trat vor die Tür und bat ihn auszusteigen, sich ein wenig die Füße zu vertreten und über dies und das zu sprechen. Aber der Bürgermeister hatte es eilig.

„Nun wird es auch für dich Zeit“, sagte er. „Morgen bei Tagesanbruch fahren wir los.“

Müller Naujak hielt den nassen Finger in die Luft.

„Laß mich man hier bleiben“, sagte er. „Ich glaube, es wird Wind geben.“

„Du kannst nicht bleiben, wenn der Krieg kommt“, sagte der Bürgermeister. „Bisher war es noch immer so, daß die Windmühlen zuerst in Brand geschossen wurden. In allen Kriegen ist das so gewesen. Und es wird diesmal nicht anders sein.“

Naujak schüttelte den Kopf. Er wollte bleiben und auf Wind warten. Ostwind wäre ihm am liebsten. Ostwind weht stetig und ausdauernd, fegt nicht mit unberechenbaren Böen über das Land. Warum sollte er nicht bleiben? Es war doch alles ruhig.

Der 25. Januar begann mit einem frostklaren Morgen. Die aufgehende Sonne fraß den Dunst und ließ den verharschten Schnee glitzern. Sie übergießte die Mühle mit hellem Rot, spiegelte sich in den kleinen quadratischen Scheiben der Mühlenfenster.

Da kamen auch schon die ersten Wagen aus dem Dorf.

„Komm mit!“ riefen die Leute, als sie an der Mühle vorbeikamen.

„Komm mit, es wird doch keinen Wind geben!“

Müller Naujak sah ihnen nach. Er wußte, daß sie sich irrten, denn er hatte ein langes Leben darauf verwandt, Wind vorauszusagen. Er sah es an den Wolken, dem

Vogelflug, an der Art, wie die Sonne den Morgendunst fraß. Wartet nur ab, es wird Wind geben, viel Wind.

„Der alte Naujak kann die Mühle nicht lassen“, sagten die Leute aus dem Dorf, als sie weiterfuhren.

Und richtig. Als die Sonne die Baumwipfel der Chaussee erreicht hatte, kam Wind auf, Ostwind, den Müller Naujak am liebsten hatte. Er trieb feine Schneekrümel vor sich her, ließ sie wie Sandkörner gegen die Holzwand prasseln. Ja, das war Musik in seinen Ohren, das war der Wind, den er brauchte, um die Berge von Korn zu mahlen, die sich in der Mühle aufgetürmt hatten.

Naujak löste die Kette von den Mühlenflügeln. Er drehte die Flügel in den Wind, schob sie an, schob so lange, bis der Wind in die Seiten griff und ihm die Arbeit abnahm. Das Gebälk begann zu knarren und zu zittern. Die Erde dröhnte wie immer, wenn die Flügel mit voller Wucht rotierten. Der Schnee flog zur Seite. Der Windzug der schlagenden Flügel riß eine tiefe Spur in den trockenen Schnee.

„Hoho!“, rief Naujak lachend. „Endlich lebst du.“

Er ging hinein, um die ersten Säcke in den Trichter zu schütten. Als er wieder vor die Tür trat, hörte er Gewehrfeuer. Vereinzelte Schüsse, noch weit entfernt, aber der Ostwind trug den Lärm näher. Es hörte sich an wie Treibjagd auf Hasen. Es wird der Krieg sein, dachte Naujak und ging hinein, um zuzuschauen wie die Steine die Körner zerrieben und auf der anderen Seite aus der Holzrinne das Mehl in den Sack lief. Er hörte nicht, daß eine Granate jenseits der Chaussee explodierte, denn die Mühle ächzte und stöhnte, die Steine rieben und drückten, und der Wind pfiiff oben um die Kuppel. Wie immer, wenn er mahlte, entstand jener gesunde Geruch von Ernte und Brot, legte sich der Mehlstaub auf seine Lippen, bepuderte sein Haar und ließ die wulstigen Augenbrauen so aussehen, als hinge Rauhreif dran. Naujak steckte die Hände in das Mehl. Es war weich und warm. Allein sein Anblick vermochte schon Hunger zu stillen und verbreitete Behaglichkeit.

Draußen schlug eine Granate auf dem Eis des Dorfteiches ein. Naujak nahm es nicht wahr, weil er mit den Säcken beschäftigt war. Ja, er war in guter Stimmung. Er mochte zuschauen, wenn die Mühlenflügel sich jagten, ohne sich je zu bekommen, wenn sie zur Erde hinabstürzten und wieder hinaufflogen. Immer wenn ein Flügel am Fenster vorbeijagte, fiel sein Schatten in den Innenraum. Hektisch wechselten Licht und Schatten einander ab.

Als er das Fenster aufstieß, sah er die Rauchsäule, die wie ein schwarzer Pfeil über dem Waldrand hing. In jener Richtung mußte das Vorwerk der Domäne liegen. Er sah auch den nassen Fleck auf dem Eis und die schwarze Erde neben dem Granattrichter hinter der Chaussee.

Aber er hatte keine Furcht. Einem fleißigen Menschen, der nichts weiter tut, als Mehl für das tägliche Brot zu mahlen, konnte nichts geschehen. Denn Brot brauchen alle. Um die Kleinmittagszeit ging er die Stiege hinauf, um von oben Ausschau zu halten.

Er stieß die Dachluke auf, eisiger Wind traf ihn. Müller Naujak fröstelte. Über dem Torfbruch hingen weiße Rauchwölkchen, die sich rasch verflüchtigten. Deutlich sah er das brennende Vorwerk der Domäne. Ruhig und ohne Lärm brannte es nieder. Keine Feuersirene war zu vernehmen, kein vierspänniger Spritzenwagen jagte über die Feldwege.

Warum sollen Windmühlen bevorzugte Gegenstände der Zerstörung sein? Er konnte es nicht recht glauben. Gab es etwas Friedlicheres als Windmühlen? In früheren Kriegen mögen Windmühlen hervorragende Aussichtsplätze für Späher und Artilleriebeobachter gewesen sein. Aber wer klettert heute schon in eine Mühle, um zu sehen, ob der Feind kommt? Vielleicht bieten brennende Windmühlen ein faszinierendes Schauspiel, sind etwas Besonderes in dem Einerlei des Krieges.

Um die Mittagszeit wurde es draußen ruhiger. Kein Geschützfeuer mehr. Aus der Ruine am Waldrand stieg kaum noch Rauch. Gewöhnlich kam um diese Zeit ein Junge aus dem Dorf und brachte Naujak warmes Essen in die Mühle. Aber an diesem 25. Januar kam niemand. Eine feierliche Stille. Der Himmel war leergefegt von allen Lebewesen und Wolken. Nicht einmal Krähen saßen auf den Pappeln hinter dem Teich.

Wann hatte es jemals einen so heftigen Ostwind gegeben? Und das bei klarem Himmel und Sonnenschein. Müller Naujak saß auf der Schwelle und aß sein Brot, aß es mit der Ruhe und Bedächtigkeit, die einem alten Menschen zukommt, der über dreißig Jahre in dieser Mühle gearbeitet hat, der auch im Schlaf noch mahlt und dem nichts wichtiger ist als ausreichender Wind. Nach der Mahlzeit rauchte er, wie es seine Gewohnheit war, ein Pfeifchen. Er war noch nicht damit zu Ende, als er das dumpfe Dröhnen vernahm, das aus der Talsenke aufstieg, die Chaussee entlanggekrochen kam, ein Lärm ohne Ursache, jedenfalls vermochte Naujak nichts zu erkennen. Er wartete vor der Tür, bis das Dröhnen sichtbar wurde. Auf der Chaussee kamen Panzer. Hinter ihnen weiße Punkte, Soldaten in Tarnanzügen.

Spätestens jetzt hätte Naujak die Mühle anhalten müssen, denn eine arbeitende Windmühle ist eine Herausforderung für die fremden Soldaten. So wie ein fliehendes Wild, ein kreisender Raubvogel den Jäger herausfordert, so stehst du mit deiner Windmühle da, Müller Naujak. Aber Naujak hatte viel zu tun. Zehn Tage kein Wind, und die Mühle gefüllt mit prallen Kornsäcken. Da kannst du nicht die Arbeit einstellen, nur weil Krieg ist! Wer arbeitet, dem kann nichts geschehen.

Die Panzer erreichten den Dorfeingang. Dort hielten sie, richteten ihre Kanonen auf die leeren Häuser, schossen aber nicht. Ein Trupp Soldaten versammelte sich vor dem Weg zur Mühle.

„Habt ihr so etwas schon erlebt!“, rief einer. „Wir kämpfen gegen Windmühlenflügel!“

Er zeigte auf die Mühle, deren Flügel sich gleichmäßig drehten. Schließlich hob er sein Gewehr und feuerte in Richtung Mühle. „Was ist los, Wassil!“, schrie ein anderer. „Kannst du nicht einmal eine Windmühle treffen?“

Die Soldaten lachten.

„He, Aljoscha, wie hält man deutsche Windmühlen an?“

„Da hilft nur eines: du mußt ihr einen Flügel abschießen!“

„Na, was ist los? Triffst du auf zweihundert Meter nicht mal einen Mühlenflügel?“

„Treffen ist keine Kunst, aber es nützt nichts, die verdammten Flügel drehen sich pausenlos weiter!“

„He, Spaßvogel, bring' endlich die Mühle zum Stehen!“

„Das wäre doch gelacht, wenn wir nicht mit einer deutschen Windmühle fertig werden!“

Die Kugeln zerfetzten die Bespannung der Flügel, sie schlugen ins Holz des Runddachs, zertrümmerten das kleine Fenster. Aber die Mühle arbeitete weiter.

Einer der Soldaten ging zu einem der haltenden Panzer.

„He, Towaritsch“, sagte er zu dem Mann, der aus der Luke schaute, und zeigte auf die Mühle. „Wäre das nicht eine gute Zielübung für einen Panzerkanonier?“

Die Panzerkanone schwenkte um 180 Grad. Die Soldaten versammelten sich neben dem Koloß, wollten sehen, ob der mit der Mühle fertig wird. Die erste Granate sauste über die Mühle hinweg, schlug ein paar hundert Meter entfernt auf flachem Acker ein und verteilte schwarze Erde. Das zweite Geschoß streifte einen Mühlenflügel, als er gerade die höchste Stelle über dem Dach erreicht hatte. Holzstücke wirbelten durch die Luft, prasselten aufs Dach, verteilten sich als dunkle Punkte auf dem Schneeacker. Aber die Flügel drehten sich weiter, mit halber Kraft nur, als habe der Wind sich gelegt. Erst die dritte Granate riß der Mühle das Dach weg. Es flog in einem Stück, senkte sich wie ein umgestülpter Kegel auf den Boden, versperrte den Weg zur Mühle. Aber noch immer drehten sich schwerfällig die Flügel. Wie ein kahles Gerippe hingen sie in dem Gebälk der kopflosen Mühle. Erst nach der vierten Granate gab die Mühle auf. Die Flügel zerbarsten, knickten ab zur Erde. Eine Wolke von Mehlstaub breitete sich aus, umhüllte gnädig die Trümmer. Als sie sich verzogen hatte, lag die Mühle leblos da, eine Ruine.

Die Panzerkanone schwenkte in Fahrtrichtung.

Die Soldaten zogen ins Dorf.

„Aljoscha, nimm dir zwei Mann und sieh dir die Mühle von innen an“, sagte der Offizier. „Aber sei vorsichtig, es könnte noch jemand drin sein.“

In Rufweite blieben sie stehen, die Maschinenpistolen im Anschlag.

Aljoscha brüllte die Mühle an. Als er keine Antwort erhielt, jagte er ihr das volle Magazin der Maschinenpistole in den hölzernen Leib. Danach umkreisten sie den Trümmerhaufen. Ein Soldat stieß die schiefhängende Tür auf und warf eine Handgranate ins Innere. Die Detonation schleuderte ein Stück der Rampe fort, auf der zu anderen Zeiten die Säcke auf- und abgeladen worden waren. Auch riß sie ein Loch in die untere Wand, knapp über dem Erdboden. Aus dem Loch rieselte reifes, trockenes Getreide, das sich mit dem schmutzigen Schnee vermischte.

Mühsam bahnten sich die Soldaten einen Weg über Holz, ausgelaufenes Getreide und Mehl ins Innere der Mühle. Sie trafen keinen Menschen. Keiner Verletzter stöhnte. Keine Leiche lag auf dem Fußboden. Der blaue, klare Himmel blickte von oben in die Mühle hinein. Die Stiege zum Dach schwebte ohne Halt zwischen den Balken.

„Ist es denkbar, daß eine Windmühle arbeitet, ohne daß ein Mensch dabei ist?“, fragte Aljoscha.

„Das kann schon sein“, meinte ein älterer Soldat. „Eine Mühle kann sich im heftigen Wind losreißen. Ich habe, als ich noch Kind war, eine Mühle in der Nähe von Astrachan gesehen. Die fing nachts an, ihre Flügel zu bewegen. Und kein Mensch wußte, wie das zugegangen war. Die Leute dachten, es sei ein Spuk. Aber ich sage dir, die Mühle hatte sich losgerissen im Wind, weiter nichts.“

Aljoscha setzte sich auf einen herumliegenden Balken und steckte eine Zigarette an. Er hielt das brennende Streichholz so lange unter einen leeren Mehlsack, bis bläuliche Flammen aus dem Leinen schlugen. Dann warf er den brennenden Sack auf einen Haufen Bretter und sah zu, wie der Rauch sich seinen Weg suchte. Sie blieben, bis das Holz Feuer gefangen hatte und es nicht mehr auszuhalten war vor Hitze.

Nun brennst du also doch noch, du alte Mühle von Waltersdorf, brennst wie so unzählige Mühlen in unzähligen Kriegen. Es waren schlechte Zeiten für Mühlen wie für Menschen. Nur Müller Naujak konnte kein Feuer etwas anhaben. Der lag verschüttet unter Bergen von Getreide und Mehl auf dem Grundes seiner Mühle. Schade, wo es gerade so schönen Ostwind gab.



Brandstifter

Wenn du dein Haus noch einmal sehen willst, mußt du jetzt fahren.“ Das hatte einer aus dem Nachbardorf zu Lehnert gesagt. „In einem Jahr findest du nur noch einen Trümmerhaufen“, hatte er gesagt.

„Du mußt dich wirklich beeilen, Lehnert“, hatte er gesagt, „sonst erkennst du dein Haus nicht wieder.“

Der das gesagt hatte, war gerade zurückgekommen. Er hatte das Land von West nach Ost bereist und hatte Lehnerts Haus gesehen, das dem Verfall preisgegeben war.

„Sie holen schon die Pfannen von deinem Dach“, hatte er gesagt. „Du weißt ja, wenn es erst von oben hineinregnet, geht es mit einem Haus zu Ende.“

Nach diesem Gespräch wurde Lehnert den Gedanken nicht mehr los, daß er sich um sein Haus kümmern müsse. Er schleppte ihn Monat für Monat mit sich herum, dachte einen langen Winter über daran. Je mehr er dachte, desto schlimmer wurde es. Du kannst dein Haus nicht so verkommen lassen, sagte er sich.

Eigentlich war das für ihn ein abgeschlossenes Kapitel. In mehr als dreißig Jahren hatte er genug Zeit gehabt, sich von dem fernen Haus zu lösen, es als das anzusehen, was es wirklich war, eine Ansammlung von Steinen und Holz. Ja, er hatte sich sogar ein neues Haus gebaut, an dem er hing. Das hatte ihm geholfen, das alte Haus zu vergessen, aber nun war dieser Mensch gekommen und hatte gesagt: „Dein Haus bricht bald zusammen, Lehnert.“

Er stellte sich das vor. An dem Fleck, an dem es gestanden hatte, nur noch eine Baumgruppe. Geborstene Mauern, von Brennnesseln überwuchert. So wird es einmal aussehen. Leerstehende Häuser verfallen ja so schnell. Dafür sorgen die Regenschauer des Herbstes, die Schneestürme des Winters, die Gewitter im Sommer. Ein Haus kannst du nur am Leben erhalten, wenn du es bewohnst. Du brauchst nicht viel daran zu arbeiten, es genügt, darin zu wohnen. Leerstehende Häuser geben sich selbst auf.

„Die Leute, die in deinem Haus wohnten, haben eine Wohnung in der Stadt bekommen“, hatte der Mann aus dem Nachbardorf gesagt. „Da haben sie dein Haus einfach stehen lassen und sind in die Stadt gezogen.“

Wenn du so etwas hörst, kommt es dir vor, als laufe der Sand aus einer Uhr. Bald fährt der letzte Zug ab, fallen die letzten Mauern um, sterben die letzten Bäume in deinem Apfelgarten. Aber Lehnert wußte immer noch nicht, ob er hinfahren sollte, um den Trümmerhaufen der Erinnerungen zu besichtigen. Da kam ihm der Mann aus dem Nachbardorf zu Hilfe. Er erbot sich, ihm die Arbeit abzunehmen, holte den Visumsantrag, regelte den Geldumtausch und die Hotelreservierung. Mein Gott, was war das für ein Papierkrieg! Ja, wenn es nach Afrika gegangen wäre oder nach Neu-Guinea, hätte Lehnert es wohl verstehen können, aber er wollte doch weiter nichts als sein Haus besichtigen, bevor es endgültig verfiel.

Die Mitreisenden hielten ihn für einen wunderlichen Kauz. Er erklärte von vornherein, an keiner Gemeinschaftsveranstaltung teilnehmen zu wollen. Den Abstecher zur Wolfsschanze strich er mit der Bemerkung: „Von den Wölfen haben wir genug gehabt.“ Er verzichtete auf die Seefahrt und die Schiffsreise über den Berg. Er sei nur seines Hauses wegen gekommen, alles andere interessiere ihn nicht.

Am Morgen nach der Ankunft ging er zum Reiseleiter und erklärte, er werde länger fortbleiben. Er fahre zu Bekannten in sein Heimatdorf. Dort werde er auch übernachten. Einen Tag und eine Nacht werde er fortbleiben. Man solle sich seinetwegen keine Gedanken machen. Keinen Bissen nahm er zu sich an diesem Morgen. Es gab zum Frühstück gebratene Karauschen, dazu Milchsuppe, mit einem Löffel Marmelade gesüßt und gefärbt, aber er verließ das Hotel schon, als die anderen noch an der Frühstückstafel saßen. Er trug ein zusammengerolltes Bündel unter dem Arm, weiter nichts. Er sagte nichts, schaute sich nicht um, stieg wortlos in ein Taxi ein und war so in Gedanken vertieft, daß er vergaß, dem Chauffeur das Reiseziel zu nennen. Der dachte, es handele sich um eine der üblichen Rundfahrten zu jenen Stellen, die die Besucher für schön und sehenswert halten. Also fuhr er los Richtung Masurische Seenplatte. Erst als sie die Stadt verlassen hatten, bemerkte Lehnert den Irrtum. Er ließ anhalten, ließ sich von dem Taxifahrer einen Zettel geben und zeichnete den Weg auf, den er fahren sollte. Er zeichnete ihn so, wie er ihn in Erinnerung hatte. An den Endpunkt malte er ein viereckiges Haus. Dorthin wollte er. Und bitte keine Umwege zu alten Baudenkmalern oder schönen Aussichten. Nur zu diesem Haus.

Unterwegs versuchte der Fahrer, ein Gespräch anzufangen, radebrechte in Deutsch, so gut er konnte. Da Lehnert nicht antwortete, gab er es auf, fuhr schweigend den angegebenen Weg und weiter nichts. Na ja, manchmal kommen auch wunderliche Menschen zu Besuch. An der Dorfeinfahrt ließ Lehnert halten, weil er zu Fuß zu seinem Haus gehen wollte. Der Taxifahrer fragte, ob er warten solle. Nein, nicht warten. Lehnert zahlte, was er schuldig war und wartete auf die Abfahrt des Autos. Aber der Taxifahrer setzte sich ins Gras am Straßenrand, steckte eine Zigarette an und schien sich auf langes Warten einzurichten. Der hat dich nicht richtig verstanden, dachte Lehnert und ging zu ihm, um ihm noch einmal zu sagen, daß er wirklich nicht zu warten brauche. Morgen brauche er erst wieder ein Taxi. Ja, morgen früh könne er kommen, um ihn abzuholen. Sagen wir mal gegen zehn Uhr.

Der Mann nickte freundlich, verstand durchaus, was Lehnert meinte, aber er blieb trotzdem am Straßenrand sitzen, so als habe er viel Zeit und könne, wenn es sein müsse, auch bis morgen warten.

Lehnert ging in sein Dorf. Er kam sich vor wie ein Handwerksbursche früherer Jahre, der nach jahrelanger Abwesenheit heimkehrte. Er wunderte sich, wie ruhig er war. Lag es daran, daß am Dorfeingang Häuser standen, die er nicht kannte, neue Häuser mit grellem Anstrich? Er hatte sich den Einzug aufregender vorgestellt. Nicht einmal ein Hund schlug seinetwegen an, nur Kinder liefen neugierig hinter ihm her.

Endlich sah er die Baumreihe, hinter der sein Haus stehen mußte. Da die Pappeln um einiges gewachsen waren, verdeckten sie sein Anwesen. Er bekam einen Schreck, dachte, sein Haus sei schon zusammengebrochen, niedergebrannt, abgetragen, von einem Bulldozer flachgewalzt oder was man noch alles mit verfallenen Häusern

anstellen kann. Er ging schneller, wollte endlich die Bäume hinter sich bringen, die den Blick verstellten. Er achtete nicht auf den See, dessen Schilfgürtel mächtig ausgeföhrt war, nicht auf die mannshohen Weidenbüsche am Ufer, die Gänse und Enten, die zu Hunderten den Anger bevölkerten und erschreckt auseinanderliefen, als der alte Lehnert kam. Nur einmal blieb er stehen. Das war am Kriegerdenkmal. Das heißt, früher hatte an dieser Stelle das Kriegerdenkmal gestanden. Jetzt hing da an einem verwitterten Holzkreuz ein leidender Christus. Na ja, das kommt auf das gleiche hinaus, dachte Lehnert und strebte seinem Hause zu.

Es stand noch. Aber wie! Ein Loch im Dach, so groß, daß ein Heufuder hätte hindurchfahren können. Die Dachpfannen abgetragen, ein Haufen Ziegelschutt unter der Traufe. Mein Gott, bei Regenwetter plätschert das ja von oben in die gute Stube. Der Garten hatte sich üppig ausgebreitet. Erst aus der Nähe sah er, wie verwüstet die Bäume waren. Abgebrochene Äste voller unreifer Früchte und welker Blätter lagen auf dem Weg. Ein Apfelbaum mit roter Farbe bekleckert, ein anderer angekohlt, weil Kinder im Garten mit Feuer gespielt hatten. So ist das mit unbewohnten Häusern. Als erstes leiden die Gärten. Er fragte sich, ob es nicht besser sei umzukehren. Noch hatte er das Haus nicht betreten, noch wäre es möglich, das Innere in guter Erinnerung zu behalten. Auf der Chaussee stand noch das Taxi. Ach, deshalb hatte der Fahrer sich in den Straßengraben gesetzt. Der Mann kennt seine Fahrgäste aus dem Westen, der weiß, wie Heimkehrern zumute ist. Sicher sind schon viele, die lange bleiben wollten, auf der Stelle umgekehrt.

Aber du bist doch nicht tausend Kilometer nach Osten gefahren, um kurz vor dem Ziel umzukehren! Er gab sich einen Ruck, betrat endlich das Haus, das einmal sein Haus gewesen war, und das jetzt, so muß man es wohl sagen, im Sterben lag.

Daß das Fensterglas fehlen würde, damit hatte er gerechnet. Aber daß es keine Türen mehr gab, bestürzte ihn. Die Kinder hatten sie im Garten verbrannt. Lagerfeuer, Sonnenwendfeuer, Maifeuer, Osterfeuer, wie immer man das nennt. Im Schlafzimmer hatte jemand ein Loch in die Außenwand geschlagen, um die Ziegel zu holen, die Lehnert damals — na, das lag mehr als vierzig Jahre zurück — mit seinem Pferd gespannt aus der Ziegelei herangefahren hatte.

Die gute alte Küche, die gemütlichste Ecke im Hause, und das nicht nur im Winter. Jetzt fand er nur ein leeres, schwarzes Loch, abgeplatzte Kacheln, im Küchenfußboden Sandkuhlen, wie sie die Hühner auf dem Hof scharren. Nicht einmal der Herd hatte überlebt. Die Eisenringe lagen verstreut umher, einer hing an einem rostenden Nagel über dem Eingang zur Wohnstube. Er nahm den Herdring ab, hängte ihn über seinen Arm, war entschlossen, das schwarze, rußige Ding mitzunehmen als Mitbringsel von seiner Reise. Wenigstens einen Herdring.

Im rückwärtigen Teil des Hauses war die Decke heruntergekommen. Der Querbalken lag da, wo das Himmelbett der Oma gestanden hatte. Lehnert schlug mit der Faust gegen die Balken. Das war gutes Holz. Man könnte die kräftigen Vierkantstücke aus den Trümmern ziehen, sie zu Zaunpfählen verarbeiten, zu Gartenpforten oder als Abdeckbohlen auf Jauchegruben legen.

In der guten Stube waren die Dielen des Fußbodens eingebrochen. Wie konnte das passieren? Ist jemand mit einem Pferd hineingeritten? Kerben im Türpfosten, mit der

Axt geschlagen, mindestens aber mit einem Beil. Paß auf, daß du dir keinen Splitter einreißt an deinem Türpfosten, Lehnert! In der Ecke, in der früher die Uhr gestanden hatte, lag ein Haufen Menschendreck. Kopfschüttelnd stand er vor den Brennesseln, die von seiner Schlafstube Besitz ergriffen hatten. Sie waren durch das Loch in der Außenwand gedrungen und wucherten mächtig in dem Raum, in dem der alte Lehnert seine Flitterwochen verlebt hatte und in dem seine Kinder geboren waren.

Gab es denn keine Sitzgelegenheit im eigenen Haus? Keinen Stuhl, keinen Sessel, keinen Hocker, nicht einmal eine Fußbank! Auf der Fensterbank hätte er sitzen können, aber die war mit Glassplittern übersät und mit Farbe beschmiert. Schließlich setzte er sich in die Ecke, in der früher sein Hund gelegen hatte. Der Name des Tieres wollte ihm nicht mehr einfallen. Merkwürdig, wie die alten Namen aus dem Gedächtnis verschwinden, wie sie sich auflösen und verflüchtigen. Lehnert mußte lachen. Nun hockst du alter Mann in der Stubenecke, in der früher dein Hund gelegen hat. Es gibt keinen besseren Platz für dich im eigenen Haus.

Wie er so dasaß, ratlos und erschüttert, fing er an, Mitleid zu empfinden mit dem Haus. Wie man mit einem kranken Menschen mitleidet. Er fühlte, wie es sich dahinwälte. Es hatte keinen Menschen, der sich des Verfalls annahm, der den Zusammenbruch linderte, den Unrat zur Seite kehrte. Sogar Pilze wuchsen zwischen den Bretterritzen des Fußbodens.

Er blickte zur Chaussee. Das Taxi war fort. Du hättest den Taxifahrer nicht wegschicken sollen, dachte er. Man kann nie wissen, wann du ein Fluchtauto brauchst, wann der Anblick der furchtbaren Stätte nicht mehr zu ertragen ist.

Er floh nach draußen. An der frischen Luft würden ihm andere Gedanken kommen. Als erstes suchte er die Stelle, an der der Brunnen mit Pumpe gestanden hatte. Nur Butterblumen und Wegerich. Woher mögen die Menschen, die hier bis vor zwei Jahren gelebt hatten, ihr Wasser geholt haben?

Diese Traurigkeit! Er rannte hierhin und dahin, suchte nach vertrauten Dingen, fand aber nur den alten Birnbaum, jetzt halb vertrocknet und ohne Früchte. Abholzen müßte man ihn. Wo ist der Holzschuppen geblieben?

Er fürchtete sich davor, wieder das Haus zu betreten. Die wuchernden Brennesseln im Schlafzimmer, die herabgestürzten Balken, das war alles so unwohnlich, so entweihend. Ja, das war der richtige Ausdruck: entweihend. Er hatte nicht übel Lust, auch zur Axt zu greifen, um Kerben in den Türpfosten zu schlagen oder die Fensterbank zu demolieren. Er mußte irgend etwas bewegen an dem alten Haus, zeigen, daß er da gewesen war, noch einmal Spuren hinterlassen. Früher schnitzte man Herzen ins Holz, schrieb Vornamen hinein und malte Amorpfeile. Aber das paßte nicht für dieses Haus, für diese Stunde, für diesen traurigen Tag.

Am Nachmittag kamen die Kinder aus dem Dorf. Als sie ihn sahen, blieben sie vor dem Garten stehen, beobachteten ihn durch das Gestrüpp. Sie werden dich für ein Gespenst halten, dachte er, für einen Spuk, der in altem Gemäuer umgeht. Ja, er kam sich vor wie ein alter Geist, dem es keine Ruhe gelassen hatte, der zurück mußte in die

Flasche, aus der er entwichen war. Und nun spukt er in seinem eigenen Haus herum, kann keine Ruhe finden. Du hättest das Taxi nicht wegschicken sollen, dachte er.

Er war mit der Absicht gekommen, wenigstens eine Nacht in seinem Haus zu schlafen. Deshalb das Bündel mit den beiden Wolldecken, die eine als Unterlage, die andere als Zudeck. Nein, er hatte nicht damit gerechnet, sein altes Bettgestell vorzufinden. Er hatte sich auf eine gemütliche Ecke auf dem Fußboden eingerichtet. Dort hatte er liegen und lauschen wollen, was die Wände zu sagen hatten. Aber nicht einmal das ging. In einem solchen Haus kannst du nicht übernachten. Es wäre lebensgefährlich. Ein weiteres Stück der Decke könnte niederfallen und dich erschlagen. Der alte Lehnert wird vom eigenen Haus erschlagen! Das wäre in der Tat der Höhepunkt einer solchen Reise.

Du hättest das Taxi nicht wegschicken sollen.

Im Hause schlafen geht auf keinen Fall.

Nun mußt du draußen im Garten nächtigen, an einen Apfelbaum gelehnt. Wenn es einen Regenschauer gibt, wird dein Bett naß.

Am besten wäre es, gar nicht einzuschlafen. Einfach nur vor dem Haus zu sitzen und nachzudenken bis zum Sonnenaufgang.

Vormittags um zehn Uhr wird das Taxi kommen.

Lehnert wunderte sich, wie laut die Nacht war. Auf der Chaussee hörte er die Autos. Im Teich sprangen die Karpfen. Kühe brüllten, sehr weit entfernt, den Wald an.

Im Hause raschelte es. Es wird eine Maus sein, dachte er. Oder eine Ratte. Oder der Putz rieselt von den Wänden. Oder ein Gespenst geht um. Oder die Seelen derer, die hier einmal gewohnt haben, versammeln sich in der Ruine, um zu klagen.

Einmal schien es ihm, als sehe er ein Licht. Eine blakende Petroleumlampe. Jemand stocherte im Herdfeuer. Schlurfende Schritte, so als ginge die Oma von der Küche zu ihrer Kammer.

Er sprang auf, schnippte sein Feuerzeug an und leuchtete damit den Flur des leeren Hauses aus. Natürlich war niemand da. Die Flamme des Feuerzeuges warf Schatten gegen die Wände, flackerte, wurde von einem Windzug ausgepustet. Du hast vergessen, eine Taschenlampe mitzubringen, dachte er.

In der Dunkelheit spürte er noch stärker, wie sehr es in seinem Haus stank. Nach verschimmelten Lumpen oder schmutziger Wäschelauge oder einem Stück Aas. Er schnippte wieder das Feuerzeug an. Die Flamme schwärzte seinen Daumnagel, es schmerzte. Da kam ihm der sonderbare Gedanke: Du mußt dein Haus erlösen. Du kannst es nicht langsam hinstirben lassen. Es ist deine Pflicht, dem Haus einen letzten guten Dienst zu erweisen.

Erst erschrak er. „Du hast den Verstand verloren“, sagte er laut und wunderte sich, wie die Wände in dem leeren Haus seine Worte zurückwarfen. Er lief zum Seeufer. Er

glaubte, dort, fernab von dem Haus, werde er etwas anderes denken können. Aber er kam nicht davon los. Er schämte sich. Siebzig Jahre bist du alt geworden, und jetzt fällt dir so etwas ein! Er schöpfte mit beiden Händen Wasser und wischte damit die Stirn ab. Nein, er hatte kein Fieber. Er war bei klarem Verstand. Er träumte nicht, wußte genau, was er tat und dachte. War es nicht sein gutes Recht, so zu denken? Dieser Trümmerhaufen dort war sein Haus. Hatte er nicht die Ziegel dafür herangekarrt und das Holz dafür geschlagen? Niemand war da, der ihm dieses Haus streitig machte. Die letzten Bewohner hatten es herrenlos zurückgelassen. In ein paar Monaten wird das Dach völlig zusammenbrechen, werden die Wände bröckeln und einstürzen. Warum nicht dem langsamen Verfall vorgreifen und dem Haus schon in dieser Nacht ein Ende bereiten. In Deutschland wäre so etwas strafbar, gewiß, und in Polen wird es nicht anders sein. Aber es wird keinen Menschen geben, der dich anzeigt, weil es den Leuten gleichgültig ist, was mit deinem Haus geschieht, Lehnert. Es ist kein Haus mehr, sondern nur eine Ruine, zusammengehalten von Erinnerungen.

Lehnert wartete, bis die letzten Lichter im Dorf erloschen waren. Er besaß nicht einmal Zeitungspapier. Deshalb sammelte er trockenes Gras, holte Späne von den zusammengebrochenen Balken.

Du mußt den Wind bedenken, Lehnert!

Am besten wird es sein, am hinteren Giebel anzufangen. Dann trägt der Wind das Feuer durch das ganze Haus.

Du mußt gute Arbeit leisten. Es darf nichts übrig bleiben, keine rauchschwarzen Wände dürfen stehen und weiter vor sich hinleiden, kein Schornstein darf die Trümmer überragen.

Er entschied sich für den Durchgang von der guten Stube zum Schlafzimmer. Auf die zersplitterten Bodenbretter häufte er das trockene Gras, deckte es behutsam mit Holzsplittern zu.

Ein Brandstifter im eigenen Haus! Das hat dir niemand an der Wiege gesungen, Lehnert. Er hockte neben der kleinen Flamme, die Mühe hatte, sich in den Grashaufen hineinzufressen. Wie lange es doch dauert, bis ein Haus brennt. Der Rauch trieb ihm die Tränen in die Augen. Er hielt das Taschentuch vor den Mund und hustete. Als er aufblickte, sah er plötzlich im heller werdenden Schein der Flammen die alten Bilder an den Wänden. Seinen Großvater in der Uniform eines Landsturmmannes mit ausladendem Vollbart. Die Mutter im Konfirmationskleid. Ein frommes Bild mit der Unterschrift: „Auf diesen Felsen kannst du bauen“. Ein Hirschgeweih. Ein vertrockneter Lorbeerkranz. Das alles sah Lehnert an der Wand hängen und langsam in Flammen aufgehen.

Als es ihm zu heiß wurde, lief er hinaus, rannte durch den Garten, verfolgt von dem sich ausbreitenden Licht, das nun schon die Fensterhöhlen ausfüllte. Du bist wie ein Kind, dachte er. Erst steckst du Feuer an, dann läufst du weg. Er verbarg sich hinter den Weidenbüschen am Seeufer, sah aus sicherer Entfernung, wie sein Haus brannte. Keine Sirene heulte, keine Wassereimer gingen von Hand zu Hand, es gab

kein brüllendes Vieh, keine schreienden Menschen, nur dieses ruhig brennende Feuer.

Endlich schlugen die Flammen aus dem Dach. So hell war es damals gewesen, als die russischen Flugzeuge Weihnachtsbäume über Gumbinnen abgeworfen hatten. Ein gleißender Schimmer auf dem See. Das Grün der Blätter, das sich in ein mattes Gelb verwandelte. Genauso war es damals auch gewesen.

Lehnert wunderte sich, wie lange es dauerte, bis der Brand bemerkt wurde. Ein paar Leute kamen vom Gutshof herüber, aber keineswegs in Eile. Sie versammelten sich in sicherer Entfernung und palaverten.

Kinder kamen mit Blechdosen zum See gelaufen, schöpften Wasser und hatten ihren Spaß daran, es ins Feuer zu werfen. Lehnert hörte das Zischen des verdampfenden Wassers in seinem Versteck. Als der Dachstuhl einstürzte, stoben Funken in den Himmel. Die Kinder riefen Ah und Oh, aber Lehnert lag im Gestrüpp und weinte. Es kränkte ihn ein wenig, daß niemand zupackte, um zu löschen, daß sie nur so herumstanden, als hätten sie schon lange darauf gewartet, das alte Haus brennen zu sehen.

Als die Flammen zusammenfielen, verließ einer nach dem anderen die Brandstelle. Lehnert blieb allein mit seinem Haus und seinem Feuer. Er verließ das Versteck, spazierte zurück zur Feuerstelle, freute sich über die Wärme, die sein altes Haus hergab. Ja, wenigstens wärmen konnte es ihn noch. Er setzte sich in den Garten und schaute dem Feuer zu. Übermüdet schlief er ein, schreckte nur einmal auf, als der hintere Giebel einstürzte. Endgültig wach wurde er im hellen Tageslicht, als er die Kinderstimmen hörte. Die Kinder umringten ihn, sie tuschelten und lachten, wunderten sich über den fremden Mann, der neben dem niedergebrannten Haus geschlafen hatte. Als er aufstand, um letzte Holzreste in die glimmende Asche zu werfen, wichen sie scheu zurück. Einige liefen ins Dorf.

Lehnert wanderte um sein Haus, das heißt um die Asche, die von seinem Haus übrig geblieben war. Das war gute Arbeit. Er war zufrieden.

Aus dem Dorf kamen Männer und umringten ihn. Sie redeten heftig auf ihn ein, aber er verstand sie nicht. Einige schimpften, andere lachten. Lehnert erinnerte sich nicht, jemals eine solche Menschenversammlung in seinem Apfelgarten gesehen zu haben. Er wäre am liebsten fortgelaufen, aber sie ließen ihn nicht gehen. Sie werden dich festhalten, bis die Polizei kommt, dachte er.

Da sah er, wie das Taxi von der Chaussee bog. Sein Taxi. Er hatte es für zehn Uhr morgens bestellt, und der Fahrer kam, wie es abgemacht war. Er hielt gar nicht erst an der Chaussee, sondern kam ins Dorf gefahren, direkt auf die Brandstelle zu. Ohne sich um Lehnert zu kümmern, mischte er sich unter die Leute, sprach mit ihnen, redete gestikulierend auf sie ein. So ging das eine ganze Weile. Plötzlich kam er zu Lehnert, griff seinen Arm und zog ihn fort zum Auto.

Lehnert folgte ohne Widerstand. Er ließ sich auf den Rücksitz schieben und empfand es als Wohltat, als der Taxifahrer ihn in eine Decke hüllte. Das Auto bahnte sich, pausenlos hupend, eine Gasse durch die Menschenmenge.

„Die Leute sagen: es ist nicht erlaubt, im fremden Land Häuser abzubrennen.“

Lehnert wollte ihm die ganze traurige Geschichte erzählen, aber er fühlte sich schrecklich müde.

„Ich habe gesagt zu den Leuten, daß es dein Haus gewesen ist vor langer, langer Zeit und daß es jetzt nichts mehr wert ist. Auch habe ich gesagt, daß du ein alter Mann bist und alte Menschen manchmal komisch im Kopf werden ... Wie sagt man in eurer Sprache? Ein bißchen verrückt oder so ...“

Ja, so kann man das wohl nennen. Der alte Lehnert war nach siebzig Jahren ein wenig wunderlich im Kopf geworden.

„Die Leute sagen: es ist nicht schade um dein Haus. Aber sie haben Angst. In dem Dorf stehen noch viele bewohnte Häuser aus früherer Zeit. Wenn überall die alten Besitzer kommen und sie anstecken, das geht nicht, verstehst du? Die Leute wollten die Miliz holen. Aber ich habe gesagt: Warum wollt ihr die Miliz holen? Ich fahre sowieso in die Stadt und kann ihn abgeben bei der Miliz.“

Lehnert beugte sich über den Sitz nach vorn.

„Willst du mich wirklich bei der Miliz abliefern?“, fragte er.

Der Taxifahrer grinste. „Ein Taxi fährt nur dahin, wo der Fahrgast hingefahren werden möchte. Wohin also soll ich dich fahren, alter Mann?“



Bildnachweis

- Titelseite: Landschaft bei Sensburg nach einem Dia aus dem Archiv der Abteilung Kultur, Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Hamburg
- Seite 9: Nr. 36, Allee, Linolschnitt. 1918, 218 : 291 mm, Inv.Nr. 14.572 aus: „Druckgraphik von Robert Budzinski“, herausg. v. Marburger Universitätsmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. Marburg 1977
- Seite 13: Nr. 175, Weitsee, Ätzradierung. 1913, 197 : 285 mm, Inv.Nr. 14.414 aus: ebenda
- Seite 21: Nr. 267, Morgen in der Baude, Ätzradierung (mit Tintenkorrekturen). Um 1935, 298 : 398 mm, Inv.Nr. 14.475
- Seite 26: Nr. 151, Masuren, Holzschnitt. Um 1925/30, 133 : 124 mm, Inv.Nr. 14.672
- Seite 34: Nr. 156, Masurischer See, Holzschnitt. Um 1930, 294 : 403 mm, Inv.Nr. 14.745
- Rückseite: Groß-Heydekrug, Seekanal, Boot im Schilf, nach einem Foto aus dem Archiv der Abteilung Kultur der Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Hamburg